



Moritz von Reichenbach
(Valeska Gräfin Bethusy-Huc)

Wanderndes Volk

Breslau und Berlin
Verlag von Eduard Trewendt
1903

4 **Z** ... Trewendt's
Zweimarkbibliothek

S 15814

Wanderndes Volk



Wanderndes Volk

Ein schlesischer Adelsroman

von

Moritz von Reichenbach

(Daleška Gräfin Bethusy-Huc)

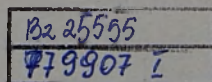


Breslau und Berlin

Verlag von Eduard Trewendt

1903

Si 11 b 2 d.



515814



4.

2002-05-16

Das Recht der Übersetzung bleibt vorbehalten



779907

I



Erstes Kapitel

Der gemischte Zug, der von der polnischen Grenze herkam, fuhr in den Bahnhof von Radom ein. Hinter den Wagenfenstern der vierten Klasse drängten sich sonnengebräunte Gesichter neben und über einander, die Fensteröffnungen ausfüllend und unruhig neugierige oder auch stumpfe, gleichgültige Blicke überflogen den Perron, auf dem eine andere, dichtgedrängte Menge stand, die den Zug erwartete. Und während die Insassen der vierten Klasse, sobald der Zug stand, auf den Perron herabströmten in einer Anzahl, von der man nicht begriff, wie sie in den Waggon's Platz gefunden hatte, schob die wartende Menge sich vorwärts, den kaum geleerten Wagen entgegen. Mädchen mit roten Kopftüchern und bunten Röcken, Männer, deren Kleidung

der Farbe der Erde gleich, die sie bearbeitet hatten und bearbeiten sollten, stiegen aus und stiegen ein, und das alles schob und stieß einander, schien sich gegenseitig den Platz zu nehmen und in einem unentwirrbaren Menschenknäuel durch einander zu treiben, mitgeführte Körbe und Breden hoch hebend, schreiend, schimpfend, lachend oder mit finsternen Gesichtern an einander vorüber drängend, die einen, um an dem endlich erreichten Ziel zu bleiben, die anderen, um weiteren Zielen zuzustreben.

„So ein Pech, daß auch gerade heute Sachsen-
gänger abgehen und Galizier ankommen müssen,“
sagte Graf Hugo Holkwiß, der hinter der Perron-
Barriere stand und dessen feiner, etwas blasser
Aristokratenkopf merkwürdig abstach gegen die
braunen Arbeitergesichter, die sich an ihm vorüber
drängten.

„Der Schnellzug hat 10 Minuten Verspätung
— ehe er kommt, sind die Leute längst vom Perron
herunter,“ bemerkte Hardy, Hugos jüngerer Bruder,
der neben ihm stand. Er überragte Hugo fast
um Haupteslänge und bei unleugbarer Familien-
ähnlichkeit erschienen Graf Hugos feine Züge bei
seinem Bruder in das Stärkere, Energischere über-

seht, wozu die stramme Haltung und die kräftig gebräunte Gesichtsfarbe, sowie die rote Narbe einer flotten Quart auf der Wange beitragen mochten.

„Herr Gott, der alte Doltau mitten unter den Galiziern,“ rief Hardy seht. Zwischen den Arbeitern tauchte ein Mann auf, dessen grauer Kopf mit dem aufgedrehten Schnurrbart und kurzgeschnittenen Haar mehr auf die Schultern eines Reitergenerals gepaßt hätte als auf die etwas schwächlichen, die ihn tatsächlich trugen und die ein altmodischer dunkler Rock umschloß.

Hugo rief ihn an. „Wie kommen Sie in das Gedränge?“ Ein paar blaue Kinderaugen blickten aus dem graubärtigen Gesicht den Trager an.

„Ich habe mir meine Galizier selbst geholt, wollte doch wissen, wie sie aussehen!“ Er trieb mit der schiebenden, drängenden Menge vorwärts.

„Sonderbarer Heiliger,“ murmelte Hugo.

„Laß ihm seine Passion,“ meinte Hardy, „wenn er die Leute nicht schnell genug bei sich zu sehen kriegt, warum soll er sie sich nicht höchstselbst abholen? Wir holen uns ja auch unsere Gäste!“

Um Hugos fein geflügelte Nase vibrierte ein nervöses Zucken.

„Ich weiß nicht recht, wie du zu einem Vergleich zwischen meiner Braut und den Galiziern kommst, Hardy?“ Ein derber Schlag auf die Schulter veranlaßte Hugo sich schnell umzudrehen.

Er sah in ein lachendes, von dunklem Vollbart umrahmtes Männergesicht.

„Na, klopfst's Herz, alter Junge?“ rief Graf Hasso Settler, Hugos Nachbar und Freund aus der Kinderzeit, „willkommen, Hardy, du bist auch angetreten zur Begrüßung der neuen Schwägerin?“

„Natürlich! Sie haben mir gerade die Nadeln aus der Tasche gezogen, so daß ich reisefähig war,“ gab Hardy zurück.

„Ah, richtig!“ Hasso Settler fuhr sich über die Tasche, „gratuliere, Hardy!“

„Kommst du auch, um deine Galizier zu holen?“ fragte Hardy.

Hasso Settler lachte.

„Sollte mir fehlen, die finden den Weg allein.“

„Dein Schwiegervater ist aber zu dem Zweck hier.“

„So?“ Hasso Settler zuckte die Achseln und sein lachendes Gesicht wurde ernst. „Schade, daß er sich so viel unnütze Mühe macht und darüber“

— — er unterbrach sich, „na, was man nicht ändern kann, darüber soll man sich keine grauen Haare wachsen lassen. Sag' mal Hugo, wie ist dir denn nun zu Mute — so als Bräutigam, das ist eigentlich eine niederträchtige Situation, nicht Fisch, nicht Vogel.“

Graf Hugo lächelte. „Ich kann allerdings nicht leugnen, daß ich dem Schnellzug etwas erwartungsvoll entgegensehe,“ sagte er, „es sind doch so ganz neue und fremde Verhältnisse, denen meine Braut hier gegenübergestellt wird. Diese Engländerinnen sind so verwöhnt.“ — —

„Na, Schloß Tannwald wird schon vor ihrer englischen Kritik bestehen,“ meinte Settler, „und ich drücke mich ja sofort, so daß ich keinen zu schlimmen Eindruck als „Eingeborener“ auf sie machen kann.“

„Wo fährst du denn hin?“

„Ich muß nach meiner Cellulosefabrik in Kromwitz sehen, der Direktor hat da Dummheiten gemacht.“

„Na ja, das kommt davon. Wir haben es dir immer gesagt, mit diesen industriellen Passionen

wirst du dich in die Messeln setzen, das ist nichts für unser einen!"

"Dho, das wollen wir erst mal sehen! Frage mal deine Braut, was die englischen Lords alles nebenbei treiben — Handel und Gewerbe schändet nicht — aber da kommt der Zug — alles Schöne deiner Braut und auf Wiedersehen in Tannwald."

"Also du kommst doch zu unserem Empfangsfeſt?"

"Natürlich, meine Frau hat heut deswegen an deine Mutter geschrieben."

Brausend lief der Schnellzug ein, aus dem Fenster eines Coupés der ersten Klasse blickte eine hellgrau gekleidete schlanke Blondine. Hugo eilte heran. Settler und Hardy blieben ein wenig zurück. Hugo öffnete die Coupétür.

"Donnerwetter — schön! Was?" murmelte Hasso Settler.

"Muß ich mir erst näher ansehen," meinte Hardy und trat, mit kurzem Abschiedsgruß für Hasso, der neuen Schwägerin entgegen.

Miß Ellinor Foxhill betrat den Perron auf den Arm ihres Verlobten gestützt, während Lady Flam-ber-ton, die Gattin von Ellinors Vormund, die bei

der Waise Mutterstelle vertrat, dem jungen Paar in Begleitung von zwei englischen Bosen folgte.

Hardy wurde vorgestellt.

„Ohh“ — sagte Ellinor, ihm die Hand reichend, und die kraftvolle Gestalt des jungen Schwagers mit einem seltsam prüfenden Blick musternd, den Hardy unangenehm empfand.

Er reichte Lady Glamberton den Arm, um sie zum Wagen zu geleiten. Hinter dem Brautpaar herschreitend, sah er, daß Ellinor ein wenig größer war als Hugo, und es ärgerte ihn, daß sie einen sehr hohen Hut trug, der dieses Größenverhältnis noch mehr markierte. Hugo bemerkte indessen nur, wie die Leute auf dem Bahnhof stehen blieben und Ellinor nachsahen, und war sehr stolz, ihre kleine Hand auf seinem Arm zu fühlen und seine schöne Braut zu der wartenden Equipage zu führen. Der Wagen war neu, die Pferde und das Geschirr tadellos. Hugo wußte von den großen Rennen in Baden-Baden her, bei denen er seine Braut kennen gelernt hatte, daß Ellinor Pferde liebte, er wies daher mit einem gewissen Stolz auf die beiden schönen Tiere hin und sagte: „Tannwalder Zucht

— die ersten deiner künftigen Untertanen, die dich hier begrüßen, Ellinor."

"Ohhh" — sagte Ellinor und unter den langen aufwärts gebogenen, dunklen Wimpern, die in wunderbarem Kontrast zu ihrem goldblonden Haar standen, blickte sie nach den Pferden hin, als täte sie ihrem Verlobten damit einen Gefallen. Im nächsten Augenblick betrat ihr Fuß den Wagentritt. Es war ein unwahrscheinlich kleines Aschenputtel-Füßchen, das in einem feinen, tiefausgeschnittenen Schuh und einem fast durchsichtigen Seidenstrumpf steckte, ein Füßchen, das aussah wie ein lebendiger Protest gegen die Zumutung, über vielbetretene, staubige Allerwegswege hinzuwandeln. Und das Füßchen paßte zu der ganzen Erscheinung mit dem durchsichtigen weißen Gesicht, aus dem die roten, schön geschwungenen Lippen hervorleuchteten, und der schmiegsamen Gestalt in dem hellgrauen Reiseumantel, der bei jeder Bewegung unter der diskret getönten Außenseite die rote Seide zeigte, mit der er gefüttert war.

Dahin rollte die Equipage, vorüber an den Leiterwagen, auf denen die galizischen Arbeiter saßen, um den verschiedenen Gütern, auf denen sie beschäftigt

wurden, zugeführt zu werden, und vorüber an den Gruppen alter Frauen und kleiner Kinder, deren Angehörige als Sachfengänger fortgezogen waren, und die nun, die einen weinend, die anderen scheltend, in ihre Dörfer zurückkehrten.





Zweites Kapitel

In Schloß Tannwald hatte Hugos Mutter, die Witwe des leztverstorbenen Majorats Herrn, bisher als Herrin geschaltet. Bei Hugos bevorstehender Verheirathung trat für sie und ihre drei Töchter die Nothwendigkeit ein, das im Park gelegene sogenannte Witwenhaus zu beziehen, und die Gräfin Holkwitz war nicht die Frau danach, diese Nothwendigkeit tragisch zu nehmen.

„Ich werde ein idyllisches Leben in der Villa führen,“ hatte sie gesagt, „die Mädchen können sich dann mit und bei der Schwägerin amüsieren, und ich werde Blumen ziehen und hübsche Bücher lesen, anstatt mir den Kopf über Toiletten und Menüs zu zerbrechen. Und im übrigen will ich mich als angehende Großmutter pflegen und verziehen lassen!“

Ihre älteste Tochter Minni war mit einem Dragoneroffizier aus der nächsten Garnison verlobt, die zweite, Lena, war die Schönheit der Familie und ihre Mutter nahm es als selbstverständlich an, daß sie binnen kurzem irgend eine glänzende Partie machen würde, und die jüngste, Zutta, war erst achtzehn Jahre alt und die Gräfin pflegte zu sagen: „die wird sich schon noch auswachsen. Pappas einzige Schwester wurde auch erst als Frau schön. Und schließlich, eine Tochter für sich zu behalten, ist auch noch kein Unglück!“

Am Tage nach Ellinor Forhill's Ankunft radelte Zutta nach dem Nachbargut hinüber, das Herrn von Doltau gehörte. Sie war mit Doltau's Tochter befreundet, und Liska Doltau, die sie erwartete, kam ihr schon auf halbem Wege entgegen. Zutta stieg von ihrem Stahlroß und lehnte es an einen wilden Birnbaum, der am Wege stand, um sich dann mit Liska auf den blumigen Rand des Straßengrabens zu setzen. Vor ihnen und hinter ihnen wogten grünbehalmt Ährenfelder, die übrige Welt vor ihnen verdeckend.

„Hier ist's gut!“ sagte Zutta, „hier kann man doch ein vernünftiges Wort reden ohne gestört zu werden!“

„Vor allem, wie ist ‚sie‘?“ fragte Liska ungeduldig. Tutta sah die Freundin an, und wer sie jetzt beobachtet hätte, mit ihren von der Fahrt geröteten Wangen und den dunklen flug blickenden Augen, der hätte gefunden, daß das Stadium des „Auswachsens“ bei ihr schon eingetreten sei.

„Sie,“ wiederholte sie, und um ihren Mund suchte es ein wenig spöttisch und ein wenig schmerzlich zugleich. „Schön ist ‚sie‘!“

„Und wie war sie zu euch, wie gefiel sie euch?“

„Sie lächelt immer, aber so, das man merkt, es kommt ihr nicht von Herzen, und wenn du ihr etwas Fröhliches oder Trauriges, etwas Gutes oder Böses erzählst, sagt sie immer: ohhh.“ —

„Sie versteht vielleicht nicht alles — spricht sie deutlich?“

„Schlecht, aber wir haben ja englisch gelernt.“

„Hugo kann doch nicht ordentlich englisch!“

„O, Hugo sieht sie nur an, da ist er schon zufrieden und „darling“ kann er ja sagen, das scheint seinem Ausdrucksbedürfnis vorläufig zu genügen!

„Und was sagt deine Mama?“

„Du weißt ja, Mama sieht alles am liebsten von der guten Seite an, und soweit es geht, helfe

ich ihr dabei. Aber Mama ist viel besser als ich, und Mama war reizend zu ihr, so reizend, daß, wenn ‚sie‘ nur ein bißchen Herz hätte“ — — Tutta hielt inne, wie erschreckt von dem Klang ihrer eigenen Worte. Sie sah Lisa an, ohne ihren Satz zu vollenden und plötzlich stürzten ihr die Tränen aus den Augen, sie lehnte ihren Kopf an Lisas Schulter und schluchzte.

Lisa legte den Arm zärtlich um ihre Taille und zog sie noch näher an sich.

„Meine arme Tutta, so schlimm ist es also?“

Mit einem Ruck machte sich jetzt Tutta los und sprang auf ihre Füße.

„Lisa,“ sagte sie, „zu Hause darf ich es nicht aussprechen, denn sie täuschen sich vielleicht noch eine Weile darüber, und das ist ja ein Glück für sie — aber ich weiß es, Ellinor ist eine ganz herzlose Egoistin, sie wird mit Hugo alles machen, was sie will, und wir anderen werden die Heimat und den Bruder darüber verlieren! Ich nehme die Dinge nicht unnötig tragisch, das weißt du, aber wenn einer gegen Mama intriguiert, werde ich wild, und das tut ‚sie‘, das fühle ich, und Hugo ist Wachs in ihrer Hand.“

Liska war nun auch aufgestanden und die beiden jungen Menschenkinder sahen einander mit angstvollen, fragenden Augen an. Wie soll das werden mit dieser Fremden und mit unsrem stillen Frieden?

Da klangen Stimmen aus dem wogenden Korn hervor; auf dem Fußwege kamen Menschen heran.

„Es sind Leute aus dem Dorf,“ sagte Liska. Gleich darauf traten die Näherkommenen aus dem Korn hervor. Es waren zwei Mädchen im Sonntagsputz der Dörflerinnen, und sie mochten im selben Alter wie die Freundinnen stehen.

„Ach, gnädiges Fräulein, wir waren soeben im Schloß, um Sie zu suchen,“ redete die eine Liska in polnischer Sprache an.

„Was wollt ihr denn von mir, Hanka?“ fragte Liska, und zu Tutta gewendet, setzte sie hinzu, „das ist die Hanka und die Giesla Wolzik, weißt du, Tutta, als Kinder haben wir mit ihnen Oster-eier gesucht, als meine gute Mama noch lebte!“

Tutta nickte den Mädchen zu.

„Ja, freilich, die Hanka und die Giesla, und so im Staat, heut ist doch nicht Feiertag?“

„Freilich nicht,“ sagte Hanfa, „aber wir wollten dem gnädigen Fräulein Adieu sagen, wir fahren morgen auf Arbeit, nach Sachsen.“

„Was, ihr auch? Aber, Mädels, ihr könntet doch wirklich hier bleiben, Papa ist doch immer so gut zu euch gewesen, und ihr wißt, wie es ihn betrübt, wenn seine Leute fortgehen,“ rief Lisa, die als treuer Kamerad ihres Vaters all seine Sorgen teilte und nun über diesem neuen, ihm drohenden Kummer, das Leid der Freundin einen Augenblick vergaß.

Die Dorfmadchen sahen einander in sichtlicher Verlegenheit an, aber dann faßte die Sefla sich ein Herz und erwiderte:

„Ja, wir würden auch gerne bleiben, aber es geht nicht, und sie gehen doch jetzt alle nach Sachsen.“ — —

„Aber, Mädchen, was die andern tun, das geht euch nichts an,“ rief Lisa, in Eifer geratend, „denkt doch, wie ihr bei uns auf dem Hofe aufgewachsen seid.“ — —

„Ja,“ meinte Hanfa, „wir sind ja auch voriges Jahr noch nicht fortgegangen, obgleich wir

alt genug waren, aber wir können es nicht mehr aushalten. Seit die Mutter tot ist, hat der Vater angefangen zu trinken, Fräulein wissen's ja, daß der gnädige Herr ihn deshalb entlassen mußte, und er hatte ja auch Recht, denn der Vater arbeitet nicht mehr; er geht bloß mit der Kuh und den Ziegen aufs Feld zum Hüten und hat die Flasche mit und kommt betrunken nach Hause und schilt und schlägt uns. Und die Stiefmutter hat die kleinen Kinder und geht auch nicht auf Arbeit — da sind die Sefla und ich die einzigen, die was verdienen, und der Vater mit seiner jungen Frau und all den kleinen Kindern, die leben bloß von unserem Gelde, daß nichts übrig bleibt, wenn wir 'mal eine Schürze oder Schuhe brauchen."

"Um die paar Groschen mehr, die wir in Sachsen kriegen, wäre es uns ja nicht," fiel die Sefla ein, "aber wir haben dort nicht die ganze Familie auf dem Halse, und können tun, was wir wollen. Und deshalb müssen wir weggehen, wenn es uns auch leid tut um den gnädigen Herrn und das gnädige Fräulein, aber Sie können es doch beide nicht machen, daß der Vater uns nicht schlägt und daß er uns nicht unser Geld wegnimmt."

Darum müssen wir uns schon helfen, wie wir können!"

Liska blickte Zutta ratlos an. Da war eben nichts zu machen, von ihrem Standpunkt aus hatten die Mädchen ja Recht.

"Aber fürchtet ihr euch denn nicht, so ganz allein in die Fremde zu gehen?" fragte Zutta. Die Mädchen lachten.

"Ach, unser einer tut keiner was, bei uns ist nichts zu holen," sagte Hanka, "und wir sind noch nie mit der Bahn gefahren. Da freuen wir uns, daß wir jetzt so weit kommen, wenn es auch zehn Mark kostet. Das muß ja der Agent bezahlen, der uns gemietet hat, und wir kommen doch auch mal zu anderen Leuten und sehen, wie es dort ist."

"Aber in Sachsen versteht doch kein Mensch polnisch," bemerkte Liska als letztes Argument. Die Mädchen wurden rot und erklärten, ein bißchen deutsch könnten sie schon, und dann fänden sie ja so viele Landsleute dort.

Am Ende blieb den beiden Fräulein nichts anderes übrig, als den Dörflerinnen gute Fahrt

zu wünschen, worauf Hanka und Sefla ihnen die Hände küßten.

„Und haltet euch wenigstens brav, daß ihr uns hier keine Schande macht,“ rief Liska ihnen noch nach, als ihre blonden Köpfe hinter den hohen grünen Salmen schon wieder verschwanden.

„Ja, ja, gnädiges Fräulein; gelobt sei Jesus Christus!“ klang es von dem Fußwege herüber, und Liska beantwortete den polnischen Gruß mit dem landesüblichen: „in Ewigkeit.“

Gutta seufzte tief auf.

„Du, die Mädel haben Recht und ich beneide sie fast darum, daß sie so ohne weiteres weg können,“ sagte sie. „Wenn sich's bei uns auch nicht gerade um Trunk und Prügeln handeln wird — schön wird es dort auch nicht sein! Mama und die Schwestern glauben noch, daß sie sich mit Ellinor „einrichten“ würden. Ich fühle, daß das nicht sein wird, und ich möchte auch am liebsten beizeiten mein Bündel schnüren, — wenn das nur bei unser einem so ginge!“

„Und was sollte ich denn machen, wenn ich nicht wenigstens ab und zu einmal eine Aussprache mit dir hätte?“ rief Liska. „Der arme Papa nimmt

es sich zu Herzen, daß ihm seine Arbeiter ebenso davon ziehen wie den anderen, und daß er Galizier hat nehmen müssen, um die Feldarbeit zu zwingen. Er hat sich länger gesträubt als alle Nachbarn, und nun verstimmt es ihn so sehr, daß ich gar nicht weiß, wie ich ihn aufheitern soll, und meine Schwester hat soviel zu tun mit ihrem Zwillingsspaar, von denen hat doch keiner Zeit für mich."

Gutta schlang den Arm um ihren Hals.

"Du, es nützte uns auch nichts, wenn wir Sachsengängerinnen, ins Vornehme überseht, werden wollten. Wir kleben an der Scholle und kommen nicht los."

Von den lauen Wellen des Frühlingswindes getragen, klang ein langgezogener Piff zu ihnen herüber, und fern, jenseits der wogenden Kornfelder zog eine dunkle Rauchwolke über den blauen Himmel hin, die sich langsam schwebend nach Westen hin verlor.

"Ein Bahnzug," sagte Gutta, "da geht er hin, so nahe erreichbar, und könnte einen irgend wohin führen, wo es besser und schöner wäre, als zu Hause."

Liska schüttelte den Kopf. "Ich weiß doch nicht, man müßte wenigstens alles mitnehmen

können, was man lieb hat —, und das müßte bei mir schon ganz Nochtig sein, denn ich liebe hier jeden Baum und alles — alles — —“

„Ja, du, das ist auch was anderes,“ meinte Gutta. „Deine Schwester ist glänzend versorgt —, so bist du einmal die Erbtöchter, während ich aufgewachsen bin mit dem Bewußtsein einer jüngeren Majoratstochter, die mal nichts zu sagen hat.“ Lisa seufzte. Sie wußte, mit welchen fortwährenden Kalamitäten ihr Vater kämpfte und was es mit der Erbtöchter auf sich hatte. Aber es gab Dinge für sie, die sie selbst mit der Freundin nicht besprach.

Gutta sah der entschwebenden Rauchwolke der Lokomotive nach.

„Reisen, wirklich reisen, das möchte ich,“ seufzte sie, „aber so lange wir drei Schwestern zu Hause sind, und Hardy so viel braucht, reicht es doch höchstens bei uns zu einer Badereise oder einer Ballfahrt nach Breslau —, weißt du übrigens, daß Hardy da ist?“

Lisas Stirn rötete sich unter dem blonden Haargefräusel, das sie umrahmte. Sie bückte sich, um einige Kornblumen zu pflücken und sagte,

während sie das Sträußchen in den Gürtel steckte:
„Wie soll ich es wissen?“

„Ja,“ fuhr Tutta, ganz von ihren eigenen Gedanken eingenommen, fort, „Hardy kam gestern früh, ein paar Stunden vor Ellinor, er wollte die Pfingstferien eigentlich in Paris verleben, aber nun kam er doch, ganz unerwartet. Er hat einen Schmiß über der Backe, den ich abscheulich finde, aber sonst ist er ganz der Alte —, und seine Anwesenheit tröstet mich ein wenig über Ellinor.“

„Ich habe Hardy lange nicht gesehen,“ sagte Lisa. Während der Weihnachtsferien war Herr von Doltau krank gewesen und Lisa infolgedessen nicht nach Tannwald gekommen, und während der langen Sommerferien hatten verschiedene Badereisen der Tannwalder und der Rostitzer die Familien auseinander geführt.

„Ich glaube, er ist im letzten Jahre noch gewachsen, du wirst sehen, wie groß und breit er ist,“ sagte Tutta. „Komme nur morgen ein bißchen vor den andern Gästen, Lisa, da können wir noch plaudern, denn jetzt muß ich zurück!“ — Die Mädchen verabschiedeten sich.

„Hardy ist da, endlich werde ich ihn wiedersehen!“ klang es in Liskas Seele nach, während sie einsam zwischen den Feldern dem Hofe von Rodtitz zuschritt. Und es war ihr, als läge ein goldiger Schein über der Landschaft um sie her, und als jubelten die Lerchen alle um die Wette: er ist da, er ist da!

Freilich — die Lerchen meinten den Frühling, aber Liska meinte Hardy.

In ihrer ländlichen Einsamkeit hatte sein Bild sich, trotz der langen Trennung, nicht verwischt, für Liska hatte es sogar durch die Entfernung noch gewonnen. Als Liska und Hardy Kinder waren, hatte man sie das Brautpaar genannt. Dann, als Hardy die Universität bezog, hatten beide es für nötig gehalten, den „anderen“ recht ostentativ zu zeigen, daß es aus sei mit den Kindereien. Sie nannten sich nun „Sie“ und suchten sich gegenseitig mit ihrem Erwachsensein zu imponieren. Aber gerade als diese äußere Metamorphose sich vollzog, begann Hardys Bild einen besonderen Platz in Liskas Herzen einzunehmen. Sie machte ein so tiefes Geheimnis daraus, daß selbst Tutta es nicht ahnte, denn je mehr sie sich in Gedanken mit Hardy beschäftigte,

um so mehr fürchtete sie die alten Neckereien wieder auftauchen zu hören. Sie dachte jetzt an das letzte Zusammensein mit Hardy, gerade vor einem Jahre. Damals hatte er mit Hugo über sozialpolitische Fragen debattiert, und Lisa war alles, was er sagte, wie ein Evangelium erschienen; aber als sie dann dasselbe Thema mit ihm weiterspinnen wollte, hatte er sie geneckt und es war kein ernstes Wort mehr aus ihm herauszubringen gewesen. „Einmal sprechen wir aber doch noch über all diese Sachen,“ dachte Lisa.

Sie las ihrem Vater jeden Abend die Zeitungen vor, sie las auch viel für sich in Büchern, auf die sie durch die Zeitungen aufmerksam gemacht worden war und die sie sich schicken ließ. Da wollte es ihr oft scheinen, als stünde sie mitten in einer seltsamen, nach neuem ringenden und das Alte abstreifenden Zeit, und als könne man das alles auch anders beurteilen wie ihr Vater, der sich streng ablehnend gegen alles Neue verhielt, oder auch wie ihr Schwager Hasso Settler, der das „Neue“ immer gleich in das Nutzbringende übersehte. So sehnte sie sich oft nach einem Menschen, der jünger wäre als jene beiden und doch erfahrener als sie und

7

Tutta, mit dem sie all das hätte besprechen können, was ihr manchmal durch den Kopf ging. Und sie glaubte, Hardy müsse dieser Mensch sein.

In der Nähe des Hofes begegnete Liska einem Trupp junger Burschen, die Sensen über den Schultern trugen. Sie grüßten in einer besonders unterwürfigen Art, indem sie mit den Knien einknickten, als wollten sie einen Fußfall tun, und ihre Müßen tief zur Erde herabsenkten.

Liska dankte ihnen freundlich und dabei flog es ihr durch den Sinn, daß sie in Tannwald, wo die Galizier schon seit einigen Jahren jeden Sommer arbeiteten, die Leute nicht mehr in dieser Weise, sondern nur einfach höflich hatte grüßen sehen.

„Ich will doch Hardy fragen, ob er nicht auch meint, daß diese Leute sich vielleicht hier mehr als Menschen fühlen lernen wie in ihrer Heimat, gerade so wie unsere Leute finden, daß es in Sachsen besser ist als hier,“ dachte Liska. Vielleicht war dieser Wandertrieb der Massen doch nicht bloß eine „Magenfrage“, wie ihr Schwager Hasso Settler meinte, sondern es lag ihm auch ein gewisser Bildungstrieb zu Grunde. Und Liskas Phantasie malte sich ein langes, ernsthaftes Gespräch mit Hardy

aus, und dazwischen sah sie seine Augen vor sich und hörte den Klang seiner Stimme, bis sie mit hochroten Wangen das Vaterhaus erreichte und ihrem Vater, der unter der Haustür nach ihr Ausschau hielt, zurief: „Die Braut ist in Tannwald angekommen, Tatta war bei mir, um es zu erzählen, und — und Hardy ist auch wieder zu Hause, Papa!“





Drittes Kapitel

Schloß Tannwald hatte Festschmuck angelegt. Ein reicher Blumenflor schmückte das Treppenhaus und war geschmackvoll in den verschiedenen Salons verteilt, die zum Empfang der Gäste bereit standen.

Hardy sprang, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinauf und pochte ungeduldig an das Toilettenzimmer seiner Mutter.

„Mama!“

„Wir sind noch bei der Toilette, Hardy,“ klang die Stimme der Gräfin.

„Aber Ihr müßt doch fertig sein, jeden Augenblick können die ersten Wagen vorfahren!“

„Laß' Hardy herein, Mama, wir sind ja so gut wie fertig,“ klang Tuttas Stimme drinnen und „Na so komm' nur!“ rief die Gräfin.

Hardy öffnete die Thür, aber kaum hatte er die Schwelle übertreten, so brach er in ein lautes Gelächter aus. Er warf sich in einen neben der Thür stehenden Schaukelstuhl, streckte die mit schwarzen Lackschuhen und seidenen Strümpfen bekleideten Füße weit aus, bog den Kopf über die Lehne zurück und lachte — lachte!

„Na da haben wir's,“ rief Minni ärgerlich, während Tutta mitlachte und die Gräfin nun doch einmal ihrem Liebling gegenüber mißbilligend den Kopf schüttelte.

„Da ist nichts zu lachen,“ sagte sie, aber — lächerlich war die Situation dennoch.

Die vier Damen standen in defolletierten Gesellschaftstoiletten eine hinter der anderen. Die Reihe wurde von einer Borse beschloffen, und die Beschäftigung aller war dieselbe: sie schnürten einander die hinten geschlossenen Taillen zu. Nur die Gräfin=Mutter, als die erste in der Reihe, schnürte nicht, und sah Hardy vorwurfsvoll an.

„Da ist nichts zu lachen,“ wiederholte sie, „ehe vier Damen angezogen sind, das dauert eine Weile, und dieser abscheuliche Rückenschluß, und heut, wo Ellinor sich von meiner Berta frisieren läßt, weil



sie findet, daß die es besser macht wie ihre Donnas, — da muß man daran denken, Zeit und Arbeitskräfte zu ersparen!"

"Siehst du, Mama, du bist immer köstlich, aber am köstlichsten bist du, wenn du auf deine Weise irgend wie oder wo sparen willst —, das liegt dir nicht in der Natur, und ich habe das von dir geerbt."

Er sprang von seinem Schaukelstuhl auf und umarmte die Mutter so stürmisch, wie er das als Schulknabe getan und wie er es sich trotz alles sonstigen Salonschliffs auch jetzt noch nicht abgewöhnt hatte. „Und schön bist du heute, Mama, schöner als die Mädel alle zusammen!"

"Aber Hardy, Wildfang, meine Spitzen!" Trotz der Abwehr sah die Gräfin lachend und glücklich aus.

"So warte doch wenigstens, bis Mamas Taille fertig ist," rief Minni ungeduldig. „Du bist wirklich zu kindisch!"

"Sag' lieber, weshalb du wie ein Wirbelwind hier hereinstürmst," sagte nun auch die Gräfin mit einem vergeblichen Bemühen, ihren Liebling strafend anzusehen. War ihr doch stets, als müsse sie durch

verdoppelte Zärtlichkeit gut machen, was das Schicksal diesem Sohne gegenüber verschuldet hatte, indem es ihn nicht als Erstgeborenen und Majoratserben hatte zur Welt kommen lassen.

„Also sag' uns, was giebt's mein Junge?“

„Ja so, das hätte ich beinah' über diese prachtvollen Schnürerei en masse vergessen — du und Hugo, Ihr habt bei der Tischordnung beschlossen, daß ich die Liska führen soll — das mag ich aber nicht!“

„Aber weshalb denn nicht?“ fragte die Gräfin und das Schwesternchor echote so lebhaft „weshalb denn nicht?“, daß Hardy's Stirn sich rötete und er, fast in den Ton eines eigensinnigen Knaben verfallend, sagte:

„Mein Gott, für so 'was hat man doch keinen besonderen Grund! Das ist Geschmacksache!“

„Du hast Liska eben seit einem Jahr nicht gesehen,“ rief Titta, die inzwischen die Rose fortgeschickt hatte, um frische Rosen vom Gärtner zu holen, „du wirst dich wundern, wie sie sich verändert hat.“ — —

„Sie hat sich wirklich sehr embelliert,“ sagte die Gräfin, „und ihr habt euch doch als Kinder immer gut vertragen.“ — —

„Und alte Liebe rostet nicht,“ rief Minni neckend dazwischen.

Hardy hielt sich mit einer komisch verzweifelnden Geberde die Ohren zu.

„Um Himmelswillen hört auf, ihr macht mich noch ganz kopfscheu mit eurer Liska. Als ich sie zuletzt hier sah, hatte sie sogar blaustrümpfige Anwandlungen; — das ist das Schlimmste, was einem jungen Mädel passieren kann. Merk dir's nur, Tutta! Manchmal habe ich förmlich Angst, du könntest auch Talent dazu bekommen.“

„Laß mir die Tutta in Frieden,“ rief die Gräfin, „unsere Kleine wird sich schon machen!“

Und während sie ihre Armbänder umlegte, blickte sie ein wenig bekümmert ihre Jüngste an. Wie hatte die es nur angefangen, so blaß und mager zu bleiben neben den blühenden Schwestern, und wie ernst die großen dunklen Augen aus dem schmalen Gesichtchen hervorblickten. Und jetzt standen gar Tränen in diesen Augen!

„Laß sie in Frieden, Hardy, und wegen der Liska sprich mit Hugo, mir ist es ja ganz egal, ich will nur, daß Ihr euch alle so gut wie mög-

lich amüßiert, und daß die Lisa einen ordentlichen Herrn bekommt."

Hardy war an Titta herangetreten und legte den Arm um ihre Schultern, während die Schwestern die soeben gebrachten Rosen vor dem Spiegel ansteckten.

"Sei mir nicht böse, Tittafind, ich weiß ja, was für ein kleiner Brachtkerl du eigentlich bist, und wir haben uns doch immer gut verstanden."

Tittas blaßes Gesicht rötete sich, ihre Augen blickten den Bruder so innig und liebevoll an, daß ihr ganzes Gesicht unter diesem Ausdruck verwandelt und durchaus nicht mehr unschön erschien.

"Du mußt nicht häßlich zu mir sein, Hardy, das tut mir gerade bei dir so weh, und die Lisa siehst du, die habe ich sehr lieb!"

"Na, da will ich sie auch sehr lieb haben, aber es muß ja nicht gerade heut bei Tisch sein, nicht wahr? Und nun will ich schnell zu Hugo, um die Tischordnung zu ändern —, du bist nicht mehr böse, nein?"

Sie schüttelte lächelnd den Kopf, und er verließ das Zimmer, während von der Rampe her schon das Rollen des ersten Wagens klang.

Die Damen begaben sich in die Empfangsräume, die Gräfin schritt voran mit Zutta in dem Gefühl, als wolle sie von der eigenen königlichen Haltung und Sicherheit etwas auf ihre Jüngste, die ebenso wenig wie Lisa Gesellschaften liebte, übertragen.

Minni hing sich an Lenas Arm und flüsterte: „Mein Bräutigam behauptet es ganz bestimmt, der Oberst ist verliebt in dich, gib acht, er tanzt wie ein Fährich, um dir zu gefallen, — und eigentlich wäre es doch rasend nett, wenn ihm das glückte!“

Lena schüttelte den Kopf.

„Ich bitte dich, Minni, er könnte ungefähr mein Vater sein!“

„Aber er sieht noch so gut aus, und er wäre eine so gute Partie, ganz abgesehen von der Chance für uns —“

Lena lachte. „Ja, das muß ich mir überlegen, ob ich es nicht der Karriere meines künftigen Schwagers schuldig bin, den Obersten zu erhören.“

Im Salon waren schon einige Offiziere anwesend auch Oberst von Ketten, der sich sofort Lena zuwandte. Dann trat Herr von Doltau mit

Liska ein. Titta eilte der Freundin entgegen, die in ihrer freudigen Erregung so hübsch aussah, daß Hardy sie förmlich betroffen anschaute. „Schade, daß man nicht harmlos mit ihr verkehren kann,“ dachte er unwillkürlich. Da er aber meinte, das nicht tun zu können, begnügte er sich mit einer etwas förmlichen Begrüßung, dabei Ausschau unter den anderen nun ankommenden Gästen haltend, um einen lohnenden Gegenstand für ein kleines „Trostrennen“, wie er das in Gedanken nannte, zu finden. Hasso Settler's junge Frau schien ihm dazu die Würdigste, sie war Liskas Schwester und glich ihr ein wenig. Er näherte sich ihr und begann eine lebhaft Unterhaltung.

Setzt wurden die Flügeltüren des Saales mit einer gewissen Feierlichkeit geöffnet. Lady Flamberton trat mit Ellinor ein. Hugo eilte seiner Braut entgegen und führte sie seiner Mutter zu. Aller Blicke waren auf Ellinor gerichtet, die in einer weißen, duftigen Spizentoilette, eine Brillanten-Reviere um den schlanken Hals und einen Strauß Treibhausrosen in der Hand, mit einem holdseligen Lächeln die Vorstellungen der sich herandrängenden Herren entgegennahm und dann ihren Rundgang

bei den Damen machte. Sie hielt sich bescheiden an der Seite ihrer künftigen Schwiegermutter, sprach wenig, lächelte viel und beglückte Hugo auffallend oft mit einem schmachtenden, zärtlichen Augenaufschlag, der ihr entzückend stand.

„Kolossal rassig," sagte Oberst von Ketten zu Hasso Settler in einem der seltenen Augenblicke, die er nicht Lena widmete.

„Ja, der Hugo hat Glück," erwiderte Hasso.

„Und die Familie ist auch first rate, soviel ich weiß — trotz des einfach klingenden Namens," bemerkte der Oberst.

„Ja, das ist bei den Engländern so — der Vater der Miß Foxhill ist der Bruder eines Herzogs — die Mutter war eine Lady so und so — kurz das Pedigree ist in bester Ordnung."

„Das darf man doch nicht unterschätzen. Gerade heutzutage, wo die Ribellierungsmut förmlich epidemisch ist, und man leugnen will, was wir Pferdekennen doch als unumstößliche Wahrheit wissen: daß gut gezogenes Blut sich durch nichts anderes ersetzen läßt!" sagte der Oberst.

Hasso Settler lächelte.

„Sobald es sich um Heirat handelt — aber sonst findet man jetzt manchmal unter diesen Bürgerlichen nette Kerls — sehen Sie sich da zum Beispiel mal den kleinen Steineklopper an, den ich heut mitgebracht habe — d. h. klein ist er nicht, er mißt seine 7 Zoll gut und gern.“

„Ach, Sie meinen den jungen Bildhauer, Herr Graf — ich hörte schon, daß Sie eine Büste der Gräfin machen lassen.“

„Ja, komische Idee, nicht wahr? Aber sehen Sie, ein lohnendes Modell ist meine Frau, und man möchte doch, daß die Kinder mal wissen, wie ihre Mutter in der Jugend ausgesehen hat. Ich wollte also ein Ölbild von ihr machen lassen, daran denkt unser einer doch zuerst — da komme ich neulich zum André Stena — mein Kompagnon von der Cellulose, wissen Sie, und sehe dort eine Büste von seiner Tochter — ich sage Ihnen, verblüffend lebendig. So was kommt im Ölbild nicht heraus — natürlich muß eine das Profil dazu haben, und dann — Marmor, wissen Sie! Ich schrieb mir sofort die Adresse des Steinekloppers, der das gemacht, auf.“

„Merkwürdig zu was diese Leute von der Industrie noch alles so nebenbei Zeit haben — ich kann mir den häufigen Verkehr mit ihnen aber doch nicht ganz leicht denken, Herr Graf.“

„Ah,“ meinte Saffo Settler, „mein Stena ist ein höchst traitabler Mann, halber Franzose — geborener Elsasser, sehr gute Familie in ihrer Art, diese Stenas, und haben kommerzielle Verbindungen über ganz Europa. Aber nun sehen Sie mal hin, was mein Steinefflopper für eine Figur macht — da steht er im Gespräch mit Tutta — der Hugo erlaubte mir nämlich ihn mitzubringen.“ —

„Ah, in der That merkwürdig, er sieht fast aus wie ein Offizier in Civil.“

„Und dabei war der Vater Maurermeister oder so was Ähnliches!“

„Eigentlich doch ein bedenklicher Zug der Zeit, daß so etwas möglich ist!“ meinte der Oberst, sein Monocle putzend.

Saffo lachte.

„Ich sage Ihnen, der Mensch reitet, geht mit mir auf den Birkhahn, kurz er ist ein famoser Kerl, bei dem man immer vergißt, daß er eigentlich doch nicht recht „dazu“ gehört. Na, da haben wir's,

da tanzt er mit Tutta los — und wie tanzt er! Ja, schüchtern ist der nicht!"

Nach dem Tanz hing Tutta sich an Eiska Doltau's Arm und zog sie in eine Fensternische. „Du, warum hast du mir nie gesagt, daß dieser Bildhauer ein so netter Mensch ist?" fragte sie.

Eiska sah die Freundin erstaunt an. „Ist er das? Ich habe ihn kaum gesehen, wenn ich bei den Geschwistern war, er trieb sich immer mit meinem Schwager draußen herum, und wenn er nach Hause kam, saß er still in seiner Ecke und rauchte. Wie hast du denn so schnell entdeckt, daß er nett ist?"

„Ich weiß nicht, er tat mir leid, weil er doch so fremd hier ist und weil keiner mit ihm sprach. Da fragte ich ihn, ob er viel in der Welt herumgekommen wäre und sagte, wie schön ich es mir dächte, recht weit reisen zu können — und da waren wir mitten im Gespräch, und er hat mir soviel Hübsches erzählt."

Hardy ging vorüber. Tutta rief ihn an und als er zu ihr in die Fensternische trat, sagte sie:

„Bitte, Hardy, kümmere dich etwas um Herrn Stolting, den Bildhauer, er ist so fremd hier, und ich fürchte, man ist nicht sehr freundlich gegen ihn."

Hardy lachte.

„Du hast dir einen Protegee ausgesucht, der recht wenig Hilfe bedarf, Zutta, der steht auf eigenen Füßen, und Settler ist förmlich verliebt in ihn.“

Er blieb einen Augenblick unschlüssig stehen. Er hatte Lisa noch zu keinem Tanz aufgefordert, obgleich er im stillen zugeben mußte, daß sie ihm eigentlich sehr gefiel.

Gerade als er mit sich einig geworden war, daß es als Sohn vom Hause fast Pflichtsache für ihn sei, sie nun um die Quadrille zu bitten, kam der Oberst von Ketten in den Erker, um Zutta aufzufordern.

„Es tut mir leid, ich habe die Quadrille schon Herrn Stoltzing versprochen,“ sagte Zutta, worauf der Oberst mit einem „Ah“ antwortete, in dem sich eine ganze Skala von Befremden, Mißbilligung und höflicher Unterwerfung ausdrückte. Und ehe Hardy, den die kleine Scene amüsierte, noch seinen Entschluß ausgeführt hatte, wandte der flotte Oberst sich an Lisa und engagierte sie.

„Ein unvergleichlich schönes Bild,“ sagte er, den Kopf nach der Mitte des Saales hin neigend,

wo Ellinor unter dem Kronleuchter stand und das Licht der Kerzen sie und ihre Brillanten hell überstrahlte. „Man denkt an Titania oder sonst ein sinnberückendes Fabelwesen!“

„Sie werden ja ganz poetisch, Herr Oberst,“ rief Hardy, dem es jetzt entschieden leid tat, daß der Oberst ihm zuvor gekommen war, und der einen unbezwinglichen Drang empfand, ihm zu widersprechen.

„Geben Sie mir nicht recht?“ fragte der Oberst.

„O ja, im allgemeinen wohl, aber wenn ich natürlich auch zu den Bewunderern meiner künftigen Schwägerin gehöre, so empfinde ich diese Art von Schönheit, die sie „übernatürlich“ nennen, mehr als etwas Unnatürliches, ich möchte fast sagen Krankhaftes.“

„Aber mein verehrter Graf!“ — —

„Ja, ich kann mir nicht helfen, da sehen Sie doch 'mal die Gräfin Settler an — auch eine Blondine, aber blühend, kraftvoll, — sie erinnert an das bekannte Bild „Tizians Geliebte vor dem Spiegel!“ — —

„Ah, jetzt werden Sie poetisch,“ lachte der Oberst, während er Lisa den Arm reichte.

Da neigte Hardy, einem unwillkürlichen Impulse folgend, sich ein wenig vor und flüsterte Lisa zu: „Sie gleicht Ihnen.“

Als er aber bei seinen Worten Lisas Gesicht und Nacken erglühen sah, bereute er diese fast unfreiwillige Huldigung und beschloß, sich für den Rest des Abends möglichst fern zu halten, um nicht wieder „eine Dummheit“ zu machen.

Der Bildhauer Stolting kam, um Jutta zu holen.

Sie wandte sich zu Hardy zurück. „Tanzest du denn nicht?“ fragte sie erstaunt.

„Nein!“ antwortete er. Sein Ton klang sehr kurz und abweisend.





Viertes Kapitel

Die Engländerinnen waren abgereist.

„Nun, was meinst du, Lena, räumen wir hier das Feld, wenn die neue Schwägerin einzieht?“ fragte Minni Holkwiß ihre Schwester.

Lena zuckte die Achseln.

„Man muß sich nicht übereilen,“ sagte sie.

Gutta ging gedankenvoll umher, war noch zärtlicher und aufmerksamer gegen ihre Mutter als früher und hatte nicht den Mut, zu widersprechen, wenn die Gräfin in ihrer zuversichtlichen Weise sagte: „es wird sich schon machen mit der Ellinor.“ Hardy, der eine besondere Vorliebe für die französische Sprache und Litteratur hatte, und sich bisher mehr damit, als mit seinen Studien beschäftigte, war nach dem Verlobungsball doch noch nach Paris gereist

und zwar so eilig, daß er nicht mehr nach Nochtitz hinübergekommen war, wohin Herr von Doltau, der ihn von Kindheit an gern gehabt, ihn eingeladen hatte. Lisa war seitdem noch ein wenig ernster als gewöhnlich. Sie fragte sich, ob sie irgend etwas gesagt oder getan habe, was Hardy verletzen konnte. Seit er ihr zugeflüstert, daß sie ihrer Schwester gliche, hatte er kaum noch mit ihr gesprochen. Sie konnte nichts ausfindig machen, und nun begann ihr Stolz sich dagegen zu sträuben, daß ihr Herz ihr Hardys Bild immer wieder vorspiegelte. Sie empfand eine Leere und Vereinsamung, wenn sie diesen stillen Träumereien entsagen wollte, aber sie versuchte es dennoch, und sie klammerte sich nun mit doppelter Zärtlichkeit an ihren Vater.

Eines Tages stand sie mit ihm neben den Fohlenkoppeln.

„Sieh mal,“ sagte er, „der Braune da, das wird ein kapitales Pferd, und der Schwarze ist auch nicht übel!“

Lisa sah bedenklich darein, dann sagte sie:

„Hasso meinte aber neulich, der Schwarze wäre mit den Weinen nicht recht in Ordnung und der Braune — —“

„Ach, Hasso hat immer etwas auszusagen,“ unterbrach er sie, „die Fohlen sind selten schöne Tiere!“

Liska schwieg. Sie kannte ihres Vaters Steckenpferd und wußte, daß es nutzlos war, ihn auf die Fehler der Tiere aufmerksam zu machen. Er erwartete stets, daß er sie als teure Luxusperde verkaufen würde, ließ es sich dann seufzend gefallen, wenn sie nur zur Remonte genommen wurden und sagte: „na, aber die nächsten!“ — um dann einer neuen Täuschung entgegenzugehen.

Von den Fohlenkoppeln ging er mit Liska zum Bau eines neuen Stalles für die Ackerperde.

„Siehst du, da sagt der Hasso auch, ich hätte den Stall viel billiger bauen können,“ sagte er zu Liska, „und er hat ja Recht, natürlich! Aber wenn ich einmal etwas baue, da soll es auch erster Klasse sein, daß Menschen und Vieh sich wohl darin fühlen. Hasso sagt, es kommt nur darauf an, daß das Gebäude den praktischen Zweck erfüllt und dazu gerade ausreicht. Ich bin aber der Ansicht, daß man die Dinge nicht bloß auf einen bestimmten Zweck hin machen soll, sondern daß alles, was man macht, so gut und vollkommen als möglich gemacht

werden soll, aus Liebe zur Sache selbst — nicht bloß mit dem Hinweis auf einen Zweck. Nur so hat man Freude an dem, was man macht."

Hinter dem Neubau fuhren vollgeladene Heuwagen vorüber.

"Da wollen wir doch mal sehen, wie weit die Leute mit dem Abräumen der Wiesen gekommen sind," sagte Herr von Doltau und wanderte mit seiner Tochter dorthin.

An Ort und Stelle angelangt, fand er, daß die Leute die Heugabeln, mit denen sie das Heu auf die Wagen luden, in einer Weise handhabten, die er nicht für ganz zweckentsprechend hielt. Er zeigte einer der Aufladerinnen, wie sie es machen mußte, um Zeit und Kräfte zu sparen. Da sie ihn nicht gleich verstand, rief er eine andere dazu — am Ende standen fünf oder sechs Weiber um ihn her, und er suchte ihnen auseinander zu setzen, warum seine Methode besser sei, als die ihre.

Liska hatte sich am Rande der Wiese ins Heu gesetzt und wartete.

Der Inspektor kam mit mißvergnügtem Gesicht vorüber.

„Wollen Sie nach Hause gehen, Herr Arnt?“ fragte Liska. Er grüßte und blieb stehen.

„Was soll ich machen, gnädiges Fräulein? Die Arbeit drängt, und da kommt der Herr und hält mir die Leute auf, daß sie herumstehen und nichts tun, das kann ich nicht mit ansehen?“

„Aber meinen sie nicht, daß Papa eigentlich recht hat, Herr Arnt?“

„Ach, gnädiges Fräulein, die Hauptsache ist, daß die Leute mit dem Aufladen fertig werden. In der Theorie mag's ja richtig sein, wie es der Herr meint, aber die Praxis hat sich halt anders herausgebildet, und wie's die Leute gewöhnt sind, muß man sie's machen lassen, das geht am schnellsten. Dreht der gnädige Herr den Rücken, machen sie es alle auf die alte Art und lachen über die Freistunde, die sie gehabt haben!“

Liska sah nach der Uhr.

„Es ist auch Zeit, daß wir zu Tisch gehen,“ sagte sie und ging zu ihrem Vater, um an die Heimkehr zu mahnen.

Herr von Doltau lud Heu auf, daß ihm der Schweiß über die Stirn herabrann, und die Leute standen umher und sahen zu. Zuerst wollte er von

Liska's Aufforderung, nach Hause zu gehen, nichts hören, am Ende gab er aber nach.

„Also, Leute, jetzt wißt ihr, wie es sein muß,“ sagte er, sich den Schweiß von der Stirn trocknend, und während er mit Liska weiter schritt: „siehst du, wenn man auch nur mit einer Kleinigkeit dazu beiträgt, eine richtige Erkenntnis zu fördern, so soll man sich die Mühe nicht verdrießen lassen. Auf die richtige Erkenntnis der Sachen kommt es an, in kleinen, wie in großen Dingen, und wir Gebildeten, die wir die richtigere Erkenntnis haben, haben auch die Pflicht, die Ungebildeteren zu unterrichten.“

„Ja, Papa,“ sagte Liska, aber es war ihr sonderbar weh ums Herz, denn in Gedanken sah sie, wie die Leute lachten und das Hinaufladen in der gewohnten Weise fortsetzten. Und ihr Vater meinte es doch so gut und wollte nur immer das Beste; aber, daß sich, wie Herr Arnt sagte, die „Praxis manchmal anders gestaltete“, das sah er nicht ein, und er war zu alt, um sich zu ändern.

„Man muß ihn lieb haben, wie er ist, auch wenn er mal Unrecht hat,“ sagte sich Liska, und sie hatte ihn lieb, von ganzem Herzen.





Fünftes Kapitel

Die Glambertons hatten ihre Mündel nach Berlin gebracht, wohin Hugo Holkwiß und die Seinen sich ebenfalls begeben hatten, und wo die Hochzeit gefeiert worden war.

Ein Trauerfall in der Familie von Minnis Bräutigam hatte veranlaßt, daß ihre Hochzeit verschoben werden mußte, und so kam es, daß das erste Fest, das die Gräfin Ellinor Holkwiß in ihrer neuen Heimat auszurichten hatte, die Hochzeit ihrer Schwägerin war.

Die alte Gräfin hatte das Witwenhaus bezogen, im Schloß waren allerlei Neuerungen vorgenommen worden, und nun legten die alten Mauern wieder Festschmuck an für die Hochzeit, da das Witwenhaus keine größeren Gesellschaftsräume aufzuweisen hatte.

Bei den kleineren Familienzusammenkünften, die seit Rückkehr des jungen Paares von der Hochzeitsreise in Schloß Tannwald stattgefunden hatten, hatte Elinor den Platz am oberen Ende der Tafel eingenommen, und sie hatte es verstanden, ihrer Schwiegermutter und ihren Schwägerinnen vom ersten Tage ab das Gefühl zu geben, daß sie nur noch Gäste in Tannwald seien, und daß sie selbst sich ihre Hausfrauenwürde in nichts durch die frühere Schloßherrin würde beeinträchtigen lassen.

Auch bei den Vorbereitungen zur Hochzeit hatte sie allen Wünschen gegenüber, die ihr von den Insassen des Witwenhauses vorgetragen wurden, nur stets die eine Antwort: „Ohhh, ich denke, daß ich kann machen in meinem Hause alles so, wie es ist üblich bei uns in England!“

„Lassen wir sie gewähren,“ entschied die Gräfin, „es wird auch so hübsch sein.“ Mit der lebenswürdigen Leichtlebigkeit, die in ihrer Natur lag, fand sie sich in die zweite Rolle, die ihr von ihrer Schwiegertochter zuerteilt wurde, während Futta sich bei jeder Gelegenheit dagegen empörte, und die beiden älteren Schwestern mit einer gewissen Apathie

zusagen, in dem Gefühl: wir machen es nicht mehr lange mit.

Lena hatte dem Obersten ihr Jawort gegeben, an der Hochzeit sollte die Verlobung veröffentlicht werden.

Zwei Tage vor der Hochzeit sagte Hugo zu seiner Frau: „Darling, ich habe eine Bitte, eigentlich versteht es sich zwar von selbst, aber ich will es doch lieber mit dir besprechen: an der Hochzeit mußt du meiner Mutter noch einmal den Platz der Hausfrau hier einräumen.“

„Ohh — bei uns in England — —“

„Aber Darling, auch bei euch wird doch bei einer Hochzeit nächst der Braut stets die Mutter der Braut als erste Dame gelten! Alle unsere Verwandten und Freunde, die herkommen, würden es sehr unpassend finden, wenn es anders wäre — ich bin das wirklich meiner Mutter und der Stellung, die sie solange hier eingenommen hat, schuldig.“

Ellinor sah ihren Mann erstaunt an. Es war das erste Mal, daß er bestimmt einen Willen aussprach, und es schien ihr klüger, ihn nicht unnötig zu reizen, indem sie ihm widersprach; aber sie be-

schloß, daß dies das letzte Mal sein sollte, daß in ‚ihrem‘ Hause etwas gegen ihren Willen ging.

Als Hugo am Polterabend in ihr Toilettenzimmer trat, um sie zu mahnen, daß es Zeit sei zum Empfang der Gäste, fand er sie in einem Negligee, das ihr entzückend stand, das aber gar nicht salonfähig war, auf der Chaiselongue liegen.

„Was ist das, du bist nicht angezogen?“

„Ohh no — ich haben Kopfschmerzen!“

„Aber seit wann, du warst ja zu Tisch ganz wohl?“

„Und jetzt sein ich ganz krank,“ klang ihre Stimme sehr ruhig aus den seidenen Rissen der Chaiselongue hervor.

„Aber Darling, ich bitte dich, wenn du dich etwas zusammennimmst —“

„Ich nicht kann!“

„Aber du verdirbst uns das ganze Fest — alle freuen sich auf dich, und ich bin stolz, dich den vielen Bekannten, die dir noch fremd sind, zeigen zu können — —“

„Ohhh“ — klang es in seltsam langgezogenem Ton von der Chaiselongue, „es sein so many

Damen von der family in this house — ich nicht nötig bin!"

„Ellinor, Darling, tue es mir zu Liebe!"

„O no, ich nicht kann, ich sein krank!"

Da half kein Zureden.

Mit verstörtem Gesicht empfing Hugo seine Gäste und entschuldigte seine Frau durch eine plötzliche heftige Migräne.

„Um so besser," sagte Titta zu Lisa, „obgleich ich überzeugt bin, daß sie schulkrank ist."

„Dein armer Bruder tut mir leid," meinte Lisa, „es ist so schwer für ihn, sich in einem Konflikt zwischen seiner Frau und seiner Mutter richtig zu stellen!"

„Bedauere ihn nicht auch noch," fuhr Titta auf, „ich begreife nicht, wie ein Mensch so schwach einer Frau gegenüber sein kann! Glaubst du etwa, daß er im Gefühl, daß Mama Unrecht geschieht, für sie eingetreten ist und ihre Rechte als Brautmutter proklamiert hat? Bewahre! es hat ihn nur geniert, sich vor der ganzen Gesellschaft als Pantoffelheld zu zeigen!"

„Aber Titta!"

„Du findest das lieblos von mir, ich weiß, aber siehst du, Liska, ich würde ja so gern blind in Liebe sein und glauben, daß all meine Geschwister Engel sind, wie es Mama zum Beispiel wirklich ist! Aber ich kann nicht! Ich finde Hugo lächerlich, und Lena, unsere schöne Lena — sie heiratet richtig den Oberst, der mehr als noch einmal so alt ist wie sie, sie wird ihn heiraten, ohne ihn zu lieben — denke doch, Liska, wie gräßlich das sein muß! Ich habe sie so gebeten, Mut zu haben, es mit dem Leben, wie es einmal ist, aufzunehmen, zu warten — nein — alles vergebens! Ich, ich kann das nicht verstehen, wie man jemand heiraten kann, den man nicht so liebt, daß man darüber verrückt werden könnte!“

Sie glühte, ihr Atem ging schnell. Alle Leidenschaftlichkeit, die Erziehung und Gewohnheit sonst in ihr zurückgedrängt hatte, brach für einen Augenblick durch, und es war, als würde Liska von dem heißen Strom, der von ihr ausging, mit eingehüllt, denn auch ihre Wangen brannten, während sie sagte:

„Ja so lieben und so geliebt werden, das muß das Höchste sein, aber das kommt heutzutage und

gar in unseren Kreisen wohl nicht mehr vor; ich habe soviel darüber gelesen, daß die Liebe in unserem Leben keine so große Rolle spielt und spielen soll . . ."

"Aber um Gotteswillen, wozu soll man denn sonst leben?"

"Zur Arbeit — zur Pflichterfüllung."

"Na höre, Lisa, ich habe gar nichts gegen Arbeit und dergleichen einzuwenden, aber ich will bei allem wissen, für wen ich's tue, ich will jemand zuerst und vor allem lieb haben — bis jetzt habe ich noch niemand gesehen, von dem ich mir denken könnte" — — sie stockte — „das heißt — nein, nein, das ist Unsinn, ich kenne niemand, den ich lieben könnte, aber einmal wird einer kommen, das weiß ich, und dann — *sauve quit peut!*" sie lachte und drückte Lisas Arm so fest, daß es diese schmerzte. Sie waren in die an den Saal stoßende Veranda getreten und blickten über die blühenden Clematisranken des Geländers hinunter auf den im Mondlicht träumenden Garten.

Es sollten keine Polterabendaufführungen mit den verbrauchten, stets wiederkehrenden Scherzen stattfinden, nur eine Dragonerquadrille war getanzt

worden, und die beiden Mädchen trugen noch die blauen, militärisch geschnittenen Dragonerjacken zu ihren weißen Röcken. Da sie das weitere Tanzen in dieser warmen Tracht unbequem fanden, hatten sie es vorgezogen, hinauszugehen und sich die kühle Luft des Spätsommerabends um die heißen Stirnen wehen zu lassen. Jetzt standen sie schweigend nebeneinander und in ihren jungen Köpfen arbeitete die Liebesfrage, von der sie so wenig wußten und so vieles ahnten, diese Frage, die im Herzen jedes heranreifenden Weibes eine so große Rolle spielt und die das Leben dann nach der farbigglühenden oder nach der farblosnüchternen Seite hin entscheidet. Aus dem Garten herauf klang ab und zu das Sprechen von zwei Männerstimmen, zu undeutlich, um die Worte verstehen zu können, aber Lisa wußte doch, daß einer der Sprechenden Hardy war, und es stimmte sie wehmütig, ihn so nah und doch so unendlich fern von sich zu wissen. An der anderen Seite des großen Rasenplatzes, der sich vor der Veranda ausbreitete, schritt Hardy mit Hasso Settler auf und ab.

„Hugo hat mir gesagt, daß ich mich jetzt mit meinen Ausgaben in bestimmten Grenzen zu halten

hätte" — sagte Hardy, „er ahnt schon, daß der Haushalt, wie Ellinor ihn zu führen wünscht, und die Ansprüche, die sie für standesgemäß hält, durch ihr eigenes Vermögen nicht gedeckt werden, und vorsichtig baut er beizeiten vor, damit ich ihm nicht zu sehr in die Tasche wachse. Ich kann es ihm eigentlich nicht verdenken, wenn ich mit meinem kleinen Einkommen nur nicht mit denselben Ansprüchen ans Leben, wie er, erzogen worden wäre! Es ist ein Elend, wenn bei einem Majorat kein entsprechendes Allodialvermögen für die Nachgeborenen da ist!“

„Aber Menschenkind, die Vormundschaft hat doch ganz nett gewirtschaftet,“ meinte Hasso Settler.

„Sawohl, jedes von uns jüngeren Kindern bekommt hunderttausend Mark, Mama hundertfünfzigtausend, verzinst vom Majorat mit vier Prozent, bis Tutta zwanzig Jahre alt ist — dann auszahlbar. Na — viertausend Mark Jahreszuschuß für die Mädels, das ist nicht viel, aber schließlich ausreichend, wenn sie sich vernünftig verheiraten. Wie soll ich aber damit auskommen bei einem Korps, in dem sonst die geringste Zulage zehntausend Mark beträgt, und meine besten Freunde

fünfzig = und sechzigtausend jährlich ausgeben können?"

„Ihr seid verrückt, ihr jungen Kerle! Ich habe bis zum Tode meines Vaters viertausend Mark gehabt und habe damit eine Rolle bei meinem Regiment gespielt!“

„Natürlich kann man das, wenn der allgemeine Zuschnitt danach ist, aber ich habe eben das Pech, beim teuersten Corps im deutschen Vaterland eingespungen zu sein. Als ich von der Schule kam, war ich so naiv zu glauben, mit meinen viertausend könnte ich wer weiß was für Sprünge machen. Ich lebe ja nicht mit verbundenen Augen, Hasso, ich weiß, daß manchem armen Schlucker meine Situation beneidenswert erscheint, aber was nützt mir das? Ich würde mich, wenn ich noch einmal anzufangen hätte, wahrscheinlich nicht wieder in diese Situation hineinbegeben. Aber nun ich einmal mitten darin stehe, kann ich mich mit dem Namen, den ich trage, doch nicht plötzlich hinter den Ofen verkriechen. Und dazu kommt noch, daß ich mit drei künftigen Majoratsherren und dem Sohne eines vielfachen Millionärs eine Clique bilde — es sind ja alles reizende Kerls — aber

Geld spielt bei ihnen keine Rolle, und ich kann doch unmöglich bei jeder Gelegenheit zurückstoppen?"

„Wenn man dich so hört, möchte man dir am liebsten ein Almosen in die Hand drücken," rief Hasso, „aber sei ruhig, ich tue es nicht, denn alles in allem sind derartige Geldansprüche für einen jungen Menschen der helle Blödsinn. Sag dem Corps valet, wenn's nicht anders geht, du mußt doch nun überhaupt nächstens mal auch wirklich studieren."

„Vom Herbst ab will ich Ernst machen mit dem Studium, da will ich nach Berlin."

„Na also, dann bist du doch aus allen Fährnissen heraus!"

Hardy schwieg verstimmt einen Augenblick. Aber dann siegte doch wieder sein Drang nach Aussprache.

„Wenn ich nicht Holzkwitz hieße, ich hätte wahrhaftig nicht üble Lust, mein bißchen Grips für eine dankbarere Aufgabe als die Staatskarriere anzugestrengen."

„Dho! Wie meinst du das?" fragte Hasso, aus seinem spöttischen Ton in einen ernstern verfallend.

„Na ja, als minder begüterter Beamter kommt man doch nie aus der Tretnühle heraus, in die jeder Vorgesetzte einem noch einen Stein werfen kann, der einem Hals und Beine bricht.“

„Erlaube mal, glaubst du, daß viele Staatsbeamte über ein größeres Vermögen als du verfügen? Mir scheint deine Position denn doch noch sehr günstig!“

„Ja, wenn du von der Masse redest! Ich habe aber kein Talent zum Herdenvieh! Meine Freunde z. B. gehen zur Diplomatie — da brauchen sie mindestens fünfmal so viel Jahreszulage, als ich habe. Der Millionär tritt in das Geschäft seines Vaters ein — fabelhaft interessant übrigens, solch großes Stüttenwerk; ich habe es mir mal angesehen, und der Besitzer ist ungefähr ein kleiner König in seinem Reich. Für all diese Leute ist also eine besondere Stellung bei einigen Anlagen leicht erreichbar. Ich dagegen, wenn ich brav fleißig bin und Glück habe, bin in zehn Jahren vielleicht Landrat in einem verlorenen Erdenwinkel und beziehe das königliche Gehalt von sechstausend Mark. Findest du das verlockend?“

Hasso stieß die Asche von seiner Cigarre ab.

„Ich will dir was sagen, Hardy. Es gibt gar keinen relativeren Begriff wie Reichtum. Mit zehn Mark bin ich unter Leuten, die fünfzig Pfennig haben, reich, und mit zehntausend Mark jährlich bin ich unter Freunden, die zehnmal soviel haben, ein armer Schlucker. Reicht ein Einkommen also aus zu einem behaglichen Leben, und man ist in einer Lage, die ein Mehrverdienen ausschließt, so tut man klug —“

„Sich unter die armen Schächter zu setzen, die noch weniger haben,“ vollendete Hardy. „Ich habe kein Gusto für arme Leutegeruch!“

„Ja, lieber Junge, dann quittiere und gehe mit Pauken und Trompeten zu den Leuten über, die Geld verdienen. Daß dort noch was zu machen ist, weiß ich am besten. Aber eins muß dir von vornherein klar sein: Dein gesellschaftliches Prestige kannst du in die Tasche stecken, und ob du nun als Kommis oder als Volontär irgendwo einspringst, Mißtrauen von deinen alten wie von deinen neuen Standesgenossen wirst du reichlich ernten.“

„Ja, das ist es eben, daß man furchtbar isoliert sein würde,“ brummte Hardy.

„Wie ich dich kenne, bist du überhaupt ein viel zu verwöhntes Menschenkind, um einen Sprung ins Ungewisse zu riskieren,“ setzte Hasso hinzu, „da müßte das Leben dich rauher angefaßt haben, und das will ich dir nicht wünschen. Nimm jetzt ein bißchen Vernunft und Überlegung zusammen, und —“

„Sieh, daß du die Bären, die du angebunden hast, wieder los wirfst,“ ergänzte Hardy, „ja wohl, und anpumpen wollte ich dich übrigens nicht!“

„Das hast du auch wahrhaftig nicht nötig,“ erwiederte Hasso lachend. „Und nun denke ich, zeigen wir uns der erstaunten Menschheit da drinnen wieder, abgekühlt genug sind wir ja.“

Er stieg die Stufen der Veranda empor, von der Lisa und Tutta sich kurz vorher entfernt hatten. Lisa meinte, wenn Hardy sie nicht suchte, wollte auch sie ihm nicht entgegentommen. Hardy blieb am Geländer stehen, am selben Platz, von dem sein Näherkommen Lisa vertrieben hatte.

„Wer es nicht durchgemacht hat, weiß nicht, was es heißt, immer wegen des gemeinen Manimon lavieren zu müssen,“ brummte er, während er eine der Nematissblüten vor ihm abriß und zerzupfte.

Er dachte an ein paar Bekannte, deren Verhältnisse auch nicht glänzend waren, die sich aber durch sehr glückliches Spiel im Gleichgewicht hielten. Er hatte sprichwörtliches Unglück bei den Karten, bei ihm fiel also diese Balancierstange weg. Am Ende tröstete er sich heute wie schon oft damit, daß Tutta in zwei Jahren das vorgeschriebene Alter erreichte und er dann in den Besitz des Kapitals kam.

Über die weite Rasenfläche mit ihren Teppichbeeten, um die sich heute Schnüre von bunten Lämpchen zogen, flog sein Blick hinüber zu den uralten Bäumen des Parkes, um dann zurückzufahren zu der langhingestreckten Front des Schlosses mit seinen Erkern und Türmen und seinen lichtstrahlenden Fensterreihen. Er lachte kurz auf. Er, ein Sohn dieses stolzen Hauses, sollte sich um elende Geldsorgen den heutigen Festabend verderben. Und auf den Walzertönen, die aus dem Saale zu ihm hinausflangen, glitten seine Gedanken zu freundlicheren Bildern hin. „Ich will doch sehen, ob das süße kleine Weib, die Sna, engagiert ist,“ sagte er sich. „Der Hasso ist ein zu nüchterner Kerl, die arme Kleine langweilt sich sicher mit ihm!“ Das letzte Klematisblatt flatterte ihm aus

der Hand, und das schöne Bild Ina Settlers schlug siegreich alle bösen Erinnerungen an unbezahlte Rechnungen und ähnliche Greuel aus dem Felde. Er wandte sich dem Saale zu. Da trat sein Fuß auf einen Gegenstand, der auf den Fliesen der Terasse lag. Er bückte sich und hob einen Fächer auf, der ein feines Veilchenparfüm ausströmte. Hardy entfaltete ihn. Im selben Augenblick kam Lisa, die den Fächer verloren hatte, durch die Thür, die zum Ballsaal führte und ihre Gestalt erschien in sehr graziöser Silhouette auf dem hellen Hintergrund. Sie prallte ein wenig zurück, als sie Hardy mit dem Fächer vor sich sah.

„Gehört er Ihnen?“ fragte Hardy.

„Ja, ich ließ ihn liegen, — es tut mir leid, daß ich Sie hier störe!“

„Aber Lisa, was sind das für Redensarten!“ Ihr Köpfchen richtete sich mit einer entschlossenen Bewegung auf.

„Ja, Hardy, Sie haben ganz Recht, es sind Redensarten — aber Sie sind es, der diesen Ton zwischen uns einführte.“

„Sie sind so kriegerisch, und ich — ach Gott, ich bin so friedfertig!“

Sie zuckte die Achseln. „Um Krieg oder Frieden handelt es sich doch nicht zwischen uns, aber es tut mir leid, daß Sie nicht einen einfach freundlichen Ton finden können, wie er doch am natürlichsten zwischen uns wäre.“ Ihre Stimme klang jetzt so eigentümlich weich, daß er sich davon betroffen fühlte.

„Mein Gott Lisa,“ sagte er, „ich habe jetzt gerade so viel Ärger, daß ich am liebsten darauf los tolle und zu vergessen suche, wenn ich in Gesellschaft bin. Ich wollte Sie wirklich nicht verletzen — —“

„Sie haben Ärger?“ fragte sie. „Ihr Leben sieht doch von weitem so hell und lustig aus.“

„Ja, von weitem — das ist es eben. Aber das sind so langweilige Geschichten, die kann ich Ihnen wirklich nicht erzählen. Außerdem kommt da Ihr Tänzer und sucht Sie wahrscheinlich!“

Einer der Dragoneroffiziere, mit dem Lisa engagiert war, kam auf die Veranda und bot Lisa den Arm.

Hardy sah ihr nach.

„Was sie für Töne in der Stimme haben kann,“ murmelte Hardy.

Er hatte das „süße, kleine Weib“ und den „nüchternen Haffo“ vergessen, stand noch einige Augenblicke zwischen den Klematisranken, seufzte leise, halb in Gedanken an Liskas Stimme, halb in Erinnerung an seine Schulden und kehrte nun zur Gesellschaft zurück.

Gläserflirren und laute Hochrufe empfingen ihn. Hugo hatte soeben die Verlobung seiner Schwester Lena mit dem Oberst von Ketten proklamiert.





Sechstes Kapitel

Ein ungewöhnlich lebhafter Landwinter war diesem Hochzeits- und Verlobungsfest gefolgt. Der Bräutigam Oberst konnte sich nicht genug tun im Veranstellen von allerlei Festlichkeiten, und das Dragonerregiment entwickelte, dem Beispiel seines Kommandeurs folgend, eine fabelhafte Tanzfreudigkeit.

Im Februar war die Hochzeit, die in Breslau gefeiert wurde, da Hugo sich nicht der Kalamität einer neuen Erkrankung seiner Frau aussetzen wollte und fürchtete, daß sein Einfluß nicht ausreichen würde, eine solche zu verhindern.

Nach diesem Familienfest begleitete er Ellinor für einige Zeit nach der Riviera, wo sie gewöhnt war den Winter zuzubringen, und die alte Gräfin

packte ebenfalls ihre Koffer, um mit Zutta nach Berlin zu gehen, wo Hardy seine Studien jetzt ernster betrieb. Sie hatte in seiner Nähe eine möblierte Wohnung genommen, aß zu Hause und war glücklich, ihren Liebling so oft als möglich bei sich zu sehen. Zutta sollte Mal- und Musikstunden nehmen, sträubte sich aber energisch gegen beides. Sie nahm aber französische und englische Konversationsstunden und lernte italienisch.

„Das macht mit dem angeborenen Deutsch und aufgeschnappten Polnisch fünf Sprachen,“ sagte sie, „immer doch etwas für ein Mädel, das ohne Talente zur Welt gekommen ist.“

Hardy sah angegriffen aus, die Gräfin beobachtete ihn mit Besorgnis, und eines Tages, als Zutta zu einer ihrer Stunden ausgegangen war, kam es zu einer Aussprache zwischen Mutter und Sohn. Hardy hatte während seiner Studien etwa zwanzigtausend Mark mehr gebraucht als sein Zusehuß betrug. Er war auf eine ihm bereitwilligst gemachte Geldofferte eingegangen in der Voraussetzung, daß er beim nächsten Urlaub mit Hugo sprechen und mit dessen Hilfe alles ausgleichen würde. Da hatte Hugo sich verlobt, Hardy hatte das Geständ-

nis, das ihm doch peinlicher war, als er selbst geglaubt hatte, auf „das nächste Mal“ verschoben. Der Wechsel war prolongiert worden — und im Sommer, ehe Hardy noch mit seinem Anliegen an Hugo herangetreten war, hatte dieser ihm in einer vertraulichen Unterredung mitgeteilt, daß Hardy sich streng an die Grenzen des ihm zukommenden Kapitals, respektive der Zinsen desselben, halten müßte.

„Na, schließlich zum Betteln habe ich sehr wenig Talent, Mama,“ schloß Hardy seine Beichte, „also, ich dachte, schlimmsten Falls müssen die Leute warten, bis ich über mein Vermögen disponieren kann. Zur Last zu fallen brauche ich ja keinem! Sa wohl, da soll mal einer mit solchen Blutsaugern rechnen! Haben sie nun Witterung gekriegt, daß Ellinors Vermögen nicht so groß ist, wie man glaubte, und daß Hugo bei dem Train, den er führt, nicht gerade Geld für einen sogenannten leichtsinnigen Bruder übrig haben dürfte — kurz und gut, ich werde jetzt gedrängt, und was das schlimmste ist, die Kerls rechnen mir so rasende Prozente an, daß ich allerdings alles in Bewegung setzen muß, um sie los zu werden. Und jetzt gerade, wo ich einen klaren Kopf zu den Arbeiten brauche!“ Die Gräfin

war entrüstet, über „diese Gläubiger“, über „diese Kommilitonen“, deren Gesellschaft ja förmlich nötigte, Schulden zu machen, kurz über alle und alles, nur nicht über Hardy, in dem sie ein Opfer der Verhältnisse sah. Sie war so überzeugt davon, daß sie auch Hardy den letzten Rest von Schuldbewußtsein nahm, und er es ganz natürlich fand, daß sie ihm helfen mußte. Titta war die einzige, die ins Vertrauen gezogen wurde, und sie fand es lächerlich, sich über diese ganze Kalamität auch nur eine trübe Stunde zu bereiten.

„In einem Jahre verfügen wir drei zusammen über Geld genug, da wollen wir doch nicht die Köpfe hängen lassen um diese zwanzigtausend,“ sagte sie.

„Es sind fast dreißig mit den gestundeten Zinsen,“ sagte Hardy kleinlaut.

„Na, dann sind es eben dreißig oder vierzig, Mama spricht mit ihrem Bankier, und die Sache ist aus der Welt! Mama, die Signora hat heut gesagt, ich wäre die beste Schülerin, die sie je gehabt hätte, und ich hätte ein ausgesprochenes Sprachtalent, denkst mal, also ein Talent habe ich doch! Ich freue mich so darüber!“

Die Sache schien sie vielmehr zu interessieren als Hardy's Schulden, und die Gräfin, die anfangs doch ein wenig erschrocken gewesen war, begann die letzteren nun auch leichter zu nehmen.

„Tutta hat eigentlich recht, es ist wirklich keine so große Summe, und vom Gelde hängt doch das Glück nicht ab.“

„Und weißt du, Mama, wer mich heut bei meiner Signora abgelöst hat,“ fuhr Tutta fort, während ein eigentümlicher, rosiger Schimmer über ihrem Gesicht lag, „denke dir, Herr Stolting nimmt auch italienische Stunden bei ihr!“

Die Gräfin wußte nicht gleich, wer Herr Stolting war.

Tutta sah sie sehr erstaunt, fast vorwurfsvoll an.

„Aber, Mama, hast du denn den Bildhauer vergessen, der Inas Büste gemacht hat?“

„Ach der — richtig, der hieß ja Stolting.“

„Ja, und er will für drei Jahre nach Italien gehen und lernt vorher die Sprache gründlich, um Land und Leute recht studieren zu können. Das finde ich vernünftig von ihm!“

Die Gräfin nickte zerstreut und Hardy sagte: „Herrn Stolting's Reisepläne scheinen dich mehr

zu interessieren als all' meine Nöte — und ich habe doch so schwere Tage und Wochen durchgemacht, ich versichere dich, es hat mich manche schlaflose Nacht gekostet!"

"Um so besser wirst du nun wieder schlafen," rief Titta. "Geldnöte sind wirklich etwas entwürdigend Jämmerliches — so eine niedrige, gemeine Sache, wie das Geld, dürfte gar keine solche Rolle bei unser einem spielen!"

"Aber Tittakind, es dreht sich doch schließlich alles darum!"

"Für den Plebs wohl, aber für uns doch nicht! Geld ist ein notwendiges Übel, sonst nichts, und wenn du zufällig das meine einmal verbrauchen solltest, Hardy, so gebe ich Sprachstunden, ich habe ja ein so großes Sprachtalent."

Sie lachte übermütig und umarmte ihn, und er sah ihr bewundernd in die dunklen, heut besonders glänzenden Augen und sagte:

"Du bist die raffigste von meinen Schwestern — mein kleiner Prachtferl, ich wette, keine von den anderen hätte die leidige Angelegenheit so vornehm aufgefaßt wie du."

Die Auffassung von Mutter und Schwester war Hardy höchst sympathisch, im Grunde genommen lag wirklich etwas Kleinliches darin, sich wegen so ein paar braunen Papierlappen das Leben zu verbittern, etwas, das eines Holzwirthe unwürdig war!

Die Gräfin sprach noch am selben Nachmittag mit ihrem Bankier, der sich bereit finden ließ, gegen mäßigen Zinsfuß das erforderliche Kapital vorzustrecken. Sie kam zurück, gehoben durch das Bewußtsein, zum erstenmal in ihrem Leben eine selbständige Geldangelegenheit besorgt zu haben. Bisher hatte sie über diese Dinge sehr wenig nachgedacht. Wenn sie etwas brauchte, hatte sie sich an die Vormundschaft oder an Hugo gewandt, und da ihre Wünsche und Bedürfnisse bei dem doch relativ einfachen Gutsfrauenleben, wie sie es geführt hatte, die gegebenen Grenzen nie überschritten, hatte sie solche niemals störend empfunden, und das Gefühl, daß das Geld für das, was man brauchte, da sein müßte, war ihr so natürlich und selbstverständlich wie die Lust zum Atmen.





Siebentes Kapitel

Ein paar Tage später machte Kurd Stoltzing der Gräfin Holkwiß einen Besuch, um die Damen zu fragen, ob es sie interessiren würde, einmal ein großes Atelierfest mitzumachen, das einer seiner Bekannten gäbe? Er nannte den Namen eines der bekanntesten Berliner Künstler, und Zutta saß mit leuchtenden, verlangenden Augen dabei, während die Gräfin ihre Bedenken darüber äußerte, ein Fest bei Menschen mitzumachen, die sie nie gesehen hatte.

„Die Frau meines Kollegen empfängt jeden Montag nachmittag,“ sagte Kurt Stoltzing, „wenn Sie nur gestatten wollten, Sie dort einzuführen — sie würde Ihnen gefallen, sie ist eine geborene Baronin Mendorf.“

„Wie, eine Mendorf? Von den pommerſchen Mendorfs?“ fragte die Gräfin, während Jutta rief: „Denke doch, Mama, wie intereſſant das wäre, in das Haus von Gotthard Bär zu kommen — der den wunderſchönen Brunnen mit den Nymphen und das prächtige Moltfedenkmal gemacht hat, die wir in der letzten Ausſtellung ſo ſehr bewunderten!“

Stolting lächelte fein, er wußte, daß weder der Brunnen, noch das Denkmal, wohl aber die pommerſchen Mendorfs bei der Gräfin die Entſcheidung zu Gunſten ſeines Vorſchlages herbeiführen würden. Und ſo war es. Es wurde beſchloſſen, daß Stolting die beiden Damen am Montag in das gaſtfreie Haus Gotthard Bär's einführen würde.

Als Stolting fort war, umarmte Jutta ihre Mutter ſtürmiſch: „Liebes einziges Ma'dchen, das iſt reizend von dir, daß du mir dieſe Freude machen wiſt, denn du tuſt es meinetwegen, das weiß ich, aber ich bin dir auch ſo dankbar, Gotthard Bär's Schöpfungen intereſſieren mich ſehr, und ich wünſche es mir eigentlich brennend, einmal in die hieſigen Künſtlerfreije zu kommen!“

Die Gräfin strich mit ihrer kühlen Hand über die heiße Stirn ihrer Tochter.

„Du bist doch noch ein rechter Backfisch, für den alles Neue ein riesiges Interesse hat, aber ich will dir gern den Gefallen tun, meine Kleine, und mit den Mendorfs habe ich eine alte Verbindung durch meine Jugendfreundin Adele Mendorf. Ich will Frau Bär nach ihr fragen, denn ich habe sie ganz aus den Augen verloren.“

Am Montage der Frau Anna Bär erfuhr die Gräfin, daß ihre Jugendfreundin Adele unverheiratet geblieben sei und in Berlin als vielumworbene Erbtante lebte.

„Das wundert Sie vielleicht, denn wir Mendorfs gehören ja nicht grade zu den mit Glücksgütern gesegneten Familien,“ sagte Frau Anna mit der ihr eigenen lebenswürdigen Offenheit, „aber Tante Adele ist ein Finanzgenie, die im Börsenzettel so genau Bescheid weiß, wie in ihrer Küche — o, Sie müssen sie wiedersehen, Sie müssen zu unsrem Atelierfest kommen!“

Damit war die Einladung gemacht und angenommen und die Gräfin sprach sich auf dem

Heimwege sehr befriedigt über den heutigen Besuch aus.

„Das ist wirklich ein sehr angenehmes Haus,“ sagte sie, „und wie wunderhübsch und eigenartig sind die Leute eingerichtet. Und es war auch lauter gute Gesellschaft da, man merkt eben, daß die Frau eine Mendorf ist.“

Tutta ging schweigend neben ihrer Mutter hin. Das Herz war ihr zu voll zum Sprechen. Rurd Stolting hatte ihr die Skizzenmappen seines Freundes gezeigt, der mit Kohle und Pinsel ebenso umzugehen wußte wie mit dem Meißel, sie hatten die verschiedenen Marmorgruppen, die in der Wohnung aufgestellt waren, gesehen, und Tutta war zu Mute gewesen, als blicke sie in eine neue Welt hinein. Sie sprach ihr Entzücken so naiv aus, so ohne jede Anwandlung von Aufgeschnapptem und Nachempfundenem, daß Stolting sagte:

„Wie merkwürdig, daß Sie selbst nie einen Versuch in der ausübenden Kunst machten, da Sie so viel Freude daran haben!“

Sie sah ihn aufmerksam und ernst an, als müsse sie selbst über dieses Problem nachdenken, dann sagte sie einfach: „Daß ich keinen graden

Strich und nicht die einfachste Blume zeichnen kann, das wußte ich — daß ich aber bei anderen so viel Freude an der Kunst empfinden könnte, das habe ich selbst nicht gewußt! Und das haben Sie mich gelehrt!"

Kurd Stolding hatte sich ein wenig zu ihr geneigt und hatte ihr so besonders in die Augen gesehen, daß sie jetzt auf dem Heimwege noch meinte den Blick zu fühlen. „Das freut mich,“ hatte er dabei gesagt. Das alles erlebte Tutta in Gedanken noch einmal, während ihre Mutter von Frau Anna sprach.

Und jetzt drückte sie tief aufatmend den Arm ihrer Mutter fester an sich und sagte: „Ma —, ich freue mich furchtbar auf das Atelierfest.“

Die Gräfin lächelte.

„Furchtbar!“ wiederholte sie. „ich denke, du freust dich lieber „sehr“, das klingt hübscher im Munde einer jungen Dame, die du doch schließlich bist!“

Tutta seufzte leicht auf. „Natürlich hast du recht, Ma —, sich „furchtbar“ freuen ist Unsinn, aber „sehr“ drückt das, was ich empfinde, doch nicht aus!“

„Mein Feuerköpfchen, wie das wieder gleich überkocht — aber es war heut wirklich nett und besonders!“

Acht Tage später fand das Atelierfest statt. Die Einladungen lauteten auf zwei Uhr zum Atelierfrühstück.

Mit erwartungsvoll hochklopfendem Herzen durchschritt Gutta an der Seite ihrer Mutter den geräumigen Hof, der mit seinen steinernen Löwengruppen und dunklen Cypressenpyramiden eine ganz andere Physiognomie hatte, als sonstige Berliner Höfe.

In dem kirchenhohen Atelier wogte ein buntes Durcheinander von Frauen in eleganten Straßenkostümen und Herren in Civil und Uniform. Pelz, Blumen und Spitzen vereinigten sich zu reizenden Umrahmungen für die hübschen pikanten Frauenköpfe, und anstatt des, bei winterlicher Geselligkeit gewohnten künstlichen Lichtes, flutete das helle Tageslicht in breiten Wellen durch die hohen Fenster über die bunte Gesellschaft.

„Man muß seiner Sache sehr sicher sein, um dieses nüchterne Tageslicht nicht als Beeinträchtigung der geselligen Stimmung zu fürchten,“ sagte

Kurd Stoltzing, der in der Nähe des Eingangs auf die beiden Damen gewartet zu haben schien, und der sie jetzt durch das Atelier führte, „aber in dieser merkwürdigen Umgebung konnten Bär's es schon riskieren.“ Die Wände des Ateliers waren mit persischen Teppichen dekoriert, dazwischen standen Gruppen von nordischen Koniferen und südlichen Palmen in malerischem Verein, und von hohen, bekränzten Sockeln herab blickten die Schöpfungen des Hausherrn, in dem wirkungsvoll grauen Ton der ersten Modellanlage, oder mattgetönt Marmor und grüne Bronze täuschend imitierend, auf die Gesellschaft herab. Die eine Wand war ganz von einem mächtigen, in großen freien Zügen entworfenen Bilde bedeckt, auf dem ein Volk von mythologischem Gefindel sein Wesen trieb. Ein breiter schwarzer Rahmen, der unten in eine Bank auslief, umgrenzte es, und grüngetönte Fabeltiere, gekrönte Schlangen und geflügelte Drachen wanden sich um die Ecken des Bildes und ragten mit ihren seltsamen Köpfen über die Bank hinaus, zwischen den zierlichen modisch gekleideten Frauengestalten, die sich dort niedergelassen hatten. Die schwirrenden Geigentöne

einer Zigeunerkapelle schwebten über dem Ganzen, die Menschen anregend und die Bildwerke förmlich belebend, so daß jeder, einigermaßen mit Phantasie begabte Mensch von Anfang an in eine besondere, dem Alltäglichen enthobene Stimmung kommen mußte. Durch die zurückgeschobenen Portieren eines Nebenraumes sah man ein malerisch angerichtetes Buffet, das einem Abundantia-Stilleben glich, und dorthin führte Stolting die beiden Damen nach dem Rundgang durch das Atelier. Hier begrüßte sie auch erst Frau Anna Bär, die neben einem Tisch mit kunstvoll geschliffenen buntfarbigen Kömern stand und soeben damit beschäftigt war, eins der Gläser zu füllen, um es einer ältlichen Dame zu kredenzen.

„O, Gräfin, wie schön, daß Sie kommen,“ rief sie der Gräfin Holkwiß zu, „soeben sprach ich mit Tante Adele von Ihnen.“ Die alte Dame kam mit ausgestreckter Hand der Gräfin entgegen, die Jugendbekanntschaft war erneuert.

„Kommen Sie, Stolting, nun machen wir den beiden Damen einen behaglichen Platz zurecht in dem Lohwabohu da drinnen — nehmen Sie gleich ein paar Teller mit kaltem Braten und Wildpastete

mit — die Komtesse und ich wir bedienen uns selbst, nicht wahr?" Bald darauf saßen sie um den Sockel eines Königin-Luise-Denkmales gruppiert, dessen Ecken ihnen als Tisch dienten — die beiden älteren Damen in ein paar reichgeschnitzten italienischen Renaissancesesseln, Frau Anna mit Stolting und Tutta auf Kissen gelagert, die bunten Römer und eine Schale mit Früchten zwischen ihnen auf dem Teppich stehend.

„Man mag es heute machen wie man will, es gibt immer ein Bild,“ sagte Stolting mit einer Handbewegung nach den Damen hin, die allerdings eine malerische Gruppe bildeten, und Tutta setzte tiefaufatmend hinzu: „es ist wie ein Traum!“

„Sie, Liebe,“ rief Frau Anna ihr warm die Hand drückend, „ich bin so glücklich, wenn die Menschen bei uns froh sind, und sehen Sie, es gibt wirklich vielmehr gute und vergnügte Menschen, als die Kopfhänger zugeben wollen!“ Sie sprang auf, um neu angekommene Fremde zu begrüßen.

Stolting sah Tutta lächelnd an.

„Ist sie nicht reizend?“

„Ja, ich finde sie entzückend, und das Ganze ist so besonders! Ein Künstler ist doch ein glücklicher Mensch!“

„Ein Künstler in der Vollkraft des Schaffens, von Anerkennung gehoben und getragen, gewiß. Aber es gibt auch dunkle Momente im Künstlerleben!“ Und er erzählte ihr von seinen eigenen Anfängen. Sein Vater war ein kleiner Baumeister in einem Landstädtchen. Niemand in der Familie wußte oder verstand etwas von der Kunst, wie sie ihm vorschwebte. Das hatte harte Zeiten gegeben, knappe Mittel, Zweifel am Durchdringen und am eigenen Können, wie sie keinem Künstler erspart bleiben. Dann war der Vater gestorben, die Mutter hatte in zweiter Ehe einen reichen Fabrikanten geheiratet. Seitdem atmete er auf, denn die Sorge um sie hatte seine aufstrebende Kraft gelähmt und hatte ihn gezwungen, sich nach Arbeiten umzutun, die bezahlt wurden und bei denen er als Künstler nicht vorwärts kam. Und dann der erste Erfolg — die Statuette einer Psyche in der letzten Ausstellung — er erzählte das alles so einfach und doch so anschaulich. Und Titta war, als sei dieses ganze, prächtige Atelier nur ein Rahmen für Kurd Stolling's ausdrucksvollen Kopf, und als sei sie mit ihm auf einer Insel der Seligen gelandet, um die her die Wogen der Gesellschaft machtlos bran-

deten, und zu der, wie von ganz fern, die Stimmen der beiden Jugendfreundinnen aus den venetianischen Sesseln herüberklangen.

Ein besonderes Drängen und Schieben machte sich jetzt in der Gesellschaft bemerkbar, dann ein allgemeines Händeklatschen, und von einem stattlichen Herold geführt, trabte unbeirrt durch allen Lärm, ein reichgeschirrtes Pferd in den Festraum, auf dessen Rücken ein schönes, junges Menschenpaar in mittelalterlichem Festschmuck saß; das junge Weib glitt vom Pferde herab, und während sie aus Riesenkörben, die, wie aus dem Boden gezaubert, plötzlich dastanden, die Gesellschaft mit Blumen überschüttete, schwang der junge Mann einen Pokal und sprach in zündenden Versen einen Trinkspruch auf die Kunst, die Schönheit und Liebe. Unter den brausenden Hochrufen der Gesellschaft leerte er den Pokal, und ein allgemeines Gläserklingen folgte um das Abundantia-Büffet her.

„Die Kunst, die Schönheit und die Liebe!“ sagte Kurd Stoltzing, Gutta seinen Römer entgegenhaltend. Sie stieß mit ihm an in einer Verwirrung, für die sie noch keinen Namen wußte, die sie aber als Glück empfand.

In dieser gehobenen Glücksstimmung verging ihr der Tag, und am Abend fuhr sie durch das leise Schneegriesel, das sich inzwischen eingestellt hatte, nach Hause, und es war ihr dabei so traumhaft, so ganz unwirklich zu Mute.

„Es hat mich doch recht interessiert die Adele Mendorf wiederzusehen,“ sagte ihre Mutter, „ist das eine praktische Person geworden. Denke dir, sie hat ihr kleines Vermögen durch glückliche Börsenspekulationen so bedeutend vermehrt, daß sie jetzt ganz angenehm lebt — wie findest du das?“

Jutta erschrak über die direkte Frage, sie wußte nicht genau, wovon ihre Mutter gesprochen hatte, nur das Wort „Börsenspekulationen“ war ihr im Ohr haften geblieben und sie wiederholte es: „Börsenspekulationen?“

„Ja“, rief die Gräfin in ungewohnter Lebhaftigkeit, „das ist ja gar nicht so schlimm, wie man sich das vorstellt. Adele hat es mir erklärt, und sie hat einen Neffen, der in einem Bankhause angestellt ist und sie berät — denke dir, auch ein Mendorf, von den pommerischen Mendorfs einer — ein gescheiter Junge, der, anstatt Offizier zu werden, Kaufmann geworden ist. Das kam mir zuerst auch

so sonderbar vor, aber wie Adele mir das Nähere erzählte, mußte ich ihr doch Recht geben — überhaupt, sie ist eine kluge, verständige Person, und ich habe mich wirklich sehr gut mit ihr unterhalten. Sie wird mich besuchen. Sie sprach auch so nett über dich, sie sagte, du gleichest Papas Schwester"

Gutta lachte plötzlich hell auf —

„O, der, die als Frau so schön wurde?"

Sie hatte es bisher selbstverständlich gefunden, daß sie hinter ihren schöneren Schwestern zurückstand. Jetzt erfüllte der Gedanke schön zu werden sie mit einer plötzlichen großen Freude.

„Du hast es ja immer gesagt, Mama, daß ich nicht das häßliche junge Entlein bleiben würde!"

„Mein lieber Wildfang du, ich sage dir das nicht, um dich eitel zu machen, du weißt, Schönheit ist kein Verdienst, aber etwas damenhafter könntest du sein" — —

„Wie denn, Mama?"

„O, ich meine nur, man muß manche Leute zu distancieren wissen! Da ist zum Beispiel dieser Stolling, er machte dir heute förmlich den Hof?"

„Mama!"

„Nun, ich weiß schon, das hat nichts auf sich, aber du hast dich wirklich merkwürdig formiert in diesem Winter, und eine junge Dame muß immerhin vorsichtiger sein als ein Backfischel!“

Sie nahm Juttas kalte Finger zwischen ihre weichen, warmen Hände und hielt sie so, als wollte sie ihr mit dieser Bewegung sagen: du fühlst doch, wie lieb ich dich habe.

Und Jutta verstand diese stumme Sprache, aber mit diesem Verständnis zugleich sprang eine Erkenntnis in ihr auf, wie etwas, das bisher ganz klein und zusammengekauert in einem Winkel ihres Herzens geschlummert hatte, und nun plötzlich aufstand so groß und mächtig, als wolle es sagen: da bin ich, nun weißt du es!

Jutta schauerte leise zusammen, ja, sie mußte es nun: sie liebte Kurd Stoltzing.

Der Wagen hielt vor ihrem Hause. Nur einen Augenblick umfing sie die eisig-kalte Luft der Straße, dann schloß sich die schützende Haustür hinter ihnen.

Die Gräfin stieg mit ihren leichten, sicheren Tritten die teppichbelegten Stufen der Treppe hinan. Jutta blickte noch einmal zurück in das Schnee-

geriesel, aus dem die Gaslaternen wie ein wenig vermischt herüberleuchteten.

In ihrem Herzen jubelte und klagte es zugleich:
„Kurd Stolting, Kurd Stolting!“ — — — —

Und dann sah sie ihn wieder, bei Bärß, in den Ausstellungen, auf der Eisbahn.

Der Zeitpunkt seiner Abreise für Italien rückte heran.

Da kehrte Gutta eines Tages aus der italienischen Stunde zurück. Kurd Stolting hatte sie unterwegs getroffen und bis an ihr Haus begleitet. Die Gräfin, die an ihrem Schreibtisch saß, hörte die Thür ihres Zimmers hastig öffnen. Gutta kam herein, flog auf ihre Mutter zu, umschlang sie mit beiden Armen und flüsterte lachend und weinend zugleich:
„Mama, Kurd Stolting und ich, wir haben uns lieb, so lieb.“ —

Die Gräfin sprang auf. „Um Gotteswillen Kind, was sprichst du da“ — —

„Es ist so, Mama, ich kann doch nichts dafür, und er auch nicht — wir wollten es doch beide nicht, aber wir mußten — —“

„Gutta, Gutta, das ist ja ganz unmöglich — ein Mann ohne Namen, ohne Vermögen — wie konnte er es wagen — —“

„Ach, Mama, wir lieben uns ja beide schon lange — aber wir haben es eben nicht gewagt, daran zu denken, bis uns gar nichts andres übrig blieb. Er reist ab, nach Italien, und er hat mich gefragt, ob er an mich denken und ob er in drei Jahren, wenn er zurückkommt und ein berühmter Mann geworden ist, wieder zu mir kommen dürfte — vorausgesetzt, daß ich noch frei wäre — und da habe ich ihm gesagt, ich würde mein ganzes Leben lang auf ihn warten, wenn es sein müßte. Aber er sagt, das dürfe er nicht annehmen, ein solches Versprechen, denn erst müßte er beweisen, daß er meiner würdig wäre — er meiner — denke doch Mama, und dann haben wir Abschied genommen, unten an der Treppe, denn er reist heute Abend ab, und es sollte niemand etwas davon wissen — und ich habe noch unten gestanden, bis die Haustür hinter ihm zuging, und dann, wie ich hinauffstieg, fühlte ich, daß ich es dir sagen müßte, sonst hielte ich es nicht aus, und nun weißt du es,

nun darfst du aber nicht schelten, denn ich habe ihn so lieb!"

Ihr Redestrom erstickte in einer Tränenflut, schluchzend drückte sie ihren Kopf an ihrer Mutter Schulter, und die Gräfin strich, leise aufseufzend über ihr glänzendes braunes Haar und vermochte nur eines immer wieder zu sagen:

"Mein Kind, mein liebes, armes Kind!"

"O, Mama, du mußt mich sehr, sehr lieb haben, damit ich das aushalten kann!"

"Ja, mein Kind, mein liebes, armes Kind!" Sie hatte selbst die Tränen in den Augen, und kein Opfer wäre ihr zu schwer gewesen für das Glück ihres Kindes.

Ganz in der Tiefe ihres Herzens sagte sie sich: „Gott sei Dank, daß er abreist, es findet sich wohl noch ein besseres Glück für meine Titta!" Aber sie ließ das Kind sich ausweinen an ihrer Brust, ohne ihre innersten Gedanken zu verraten.

Dann, als sie allein war, überfiel sie eine große Angst um Titta. Sie war so jung, der erste Mann, der ihr von Liebe sprach, machte natürlich Eindruck auf sie. War er aber der Rechte für das Kind?

Ein Künstler, ein Mann aus einer ganz andren Welt, mit andren Gewohnheiten, andren Anschauungen und — einer unsichren Zukunft. Und heut Nacht reiste er ab, schrieb dann wahrscheinlich an Tutta, und Tuttas Phantasie steigerte ihn sich zu einem Ideal, das der Wirklichkeit vielleicht nicht entsprach.

Kurd Stolting hatte auch auf die Gräfin einen gewissen Eindruck gemacht, und so sehr sein Vorgehen, Tutta gegenüber, sie erschreckte, so konnte sie doch nicht umhin, anzuerkennen, daß er sich hierin maßvoll genug benommen hatte. Ja, sie sprach sich selbst nicht frei von einer gewissen Schuld — sie hätte das häufige Zusammensein der jungen Leute bei Zeiten verhindern müssen, aber sie hatte sich, ihrer langjährigen Gewohnheit gemäß, treiben lassen, ohne eine Initiative zu ergreifen. Die Gräfin gehörte zu den Frauen, denen das Schicksal ein Nest weich ausgepolstert hat und die weder Zeit noch Gelegenheit hatten, die eigene Initiative zu gebrauchen. Seit sie den Rahmen von Lannwald verlassen hatte und mit ihren beiden jüngsten Kinder allein, gleichsam von den andern losgelöst, auf eigenen Füßen stand, begann nun ihr Herz sie

ab und zu zur Initiative zu drängen. So hatte sie den Weg zum Bankier gemacht, und so setzte sie sich hin und schrieb an Kurd Stolling:

„Meine Tutta hat mir alles gesagt. Ich danke Ihnen, daß Sie kein bindendes Versprechen von ihr annahmen, und mir damit den Beweis geben, daß Sie richtig erkannten — Tutta ist noch fast ein Kind, sie kennt weder das Leben, noch die Ansprüche, die sie einmal an dieses Leben machen wird. Und nun trete ich mit einer Bitte an Sie heran, die kein Vorurteil, sondern nur mein Mutterherz mir diktiert: lassen Sie Tutta Zeit, reif zu werden, mit vollem Bewußtsein und voller Verantwortlichkeit zu handeln — das alles kann sie jetzt noch nicht. Sie fühlen wohl selbst, daß Tuttas Name ihr gewisse gesellschaftliche Vorrechte sichert, und daß ihr, wenn sie diesen Namen aufgäbe, ein Äquivalent dafür geboten werden müßte. In einem berühmten Namen, in einer gesicherten gesellschaftlichen Position würde ein solches liegen. Also warten wir ab, was das Schicksal Ihnen und Tutta bescheidet. Suchen Sie sie bis dahin nicht zu

beeinflussen, schreiben Sie ihr nicht, darum bitte ich Sie! Wenn Sie Tutta lieben, sind wir beide natürliche Bundesgenossen, denn dann wollen wir nur das beste für sie. Ich appelliere an Ihre Ehrenhaftigkeit und an das Gefühl, das Tutta Ihnen eingeflößt hat, lassen Sie Tutta Zeit und volle Freiheit. In großer Sorge, aber im Vertrauen zu Ihnen zeichne ich

Editha Gräfin Holkwiß."

Sie sandte ihren alten Diener mit dem Briefe ab. Er brachte ihr die Antwort Kurd Stolting's:

"Gnädigste Gräfin, ich bin Ihnen sehr, sehr dankbar für Ihren Brief, denn derselbe berechtigt mich zu einer Hoffnung, die mir fortan das teuerste und heiligste auf Erden sein wird. In dieser Hoffnung bleibe ich

Ihr dankbar gehorsamer

Kurd Stolting."

"Mein Gott, habe ich denn eine Dummheit gemacht mit meinem Briefe? fragte sich die Gräfin. Er schreibt von ‚berechtigter Hoffnung‘!" Dann suchte sie sich mit der Unterschrift ‚gehorsamer Kurd

Stolting' zu trösten. Lag darin nicht die Zusicherung, daß er ihre Wünsche erfüllen und nicht schreiben würde? Wenn er das nur tat, dann war alles gut. Drei Jahre sind eine so lange Zeit!

Sie verschloß Kurds Brief. Warum sollte Tutta etwas davon erfahren. Aber sie wurde doch erst ruhiger und atmete erleichtert auf, als sie erfuhr, daß er wirklich abgereist war.





Achtes Kapitel

Als die von Osten kommenden Galizier und die nach Westen drängenden Sachfengänger wieder auf dem Bahnhofe von Radomin zusammenstießen, kamen Hugo und Ellinor von ihrer Reise zurück. „Diesen Sommer will ich doch ernstlich versuchen, das Zusammensein mit Ellinor netter und behaglicher zu gestalten,“ hatte die Gräfin zu Sutta gesagt, nachdem sie die Anordnungen zum Empfange des Paares getroffen und einen reichen Blumenflor im Schlosse aufgestellt hatte.

„Hoffentlich,“ hatte Sutta geantwortet — aber der Glaube an diese Hoffnung fehlte ihr.

Und es wurde nichts mit diesem „netten behaglichen Zusammenleben“.

Ellinor hielt sich streng in den Grenzen höflicher Unnahbarkeit.

„Wenn sie mich nur ein bißchen lieb haben wollte,“ klagte die Gräfin, „ich habe ja immer gewußt, daß meine Schwiegertochter einmal an meine Stelle in Tannwald treten würde, und der Gedanke daran ist mir niemals schmer geworden, denn ich habe geglaubt, eine Tochter in ihr zu gewinnen, eine Tochter, die mich lieben und die ich lieben würde. Ellinor will von Liebe zwischen uns nichts wissen. Sie sieht in mir die Rivalin ihrer Stellung und womöglich auch die Rivalin in Hugos Liebe! Sie kann ruhig sein, sie hat ihn mir ganz entfremdet und sie verfolgt dasselbe Ziel bei den Töchtern.“ Zutta widersprach nicht, denn sie fühlte, daß ihre Mutter recht hatte. Mit den „Töchtern“ meinte sie bloß die beiden ältesten, verheirateten, denn zwischen Ellinor und Zutta, die nicht die gleichmäßige Liebenswürdigkeit ihrer Mutter besaß, bestand eine stumme, aber entschiedene Gegnerschaft. Die beiden jungen Frauen dagegen standen auf freundschaftlichstem Fuß mit der Schwägerin. Das ganze Regiment, zu dem die beiden Frauen sich durch ihre Männer rechneten, verkehrte sehr viel im Schloß von Tannwald, die beiden Damen schwatzten englisch, imitierten Ellinors Toiletten und nahmen

allerlei kleine Gefälligkeiten und Hilfen von ihr an. Es lag Ellnor offenbar daran, diese beiden für sich zu gewinnen, um einen Teil der Familie auf ihrer Seite zu haben, und das gelang ihr vollkommen. „Ich weiß nicht, was ihr wollt, wir finden sie reizend,“ sagten die Schwestern, wenn im Witwenhaus eine Klage laut wurde. Die Gräfin, die sich vereinsamt und nicht verstanden fühlte, schwieg, und im Schloß wurde gefestet und geflirtet, und der Ton wurde dabei so frei, daß die Gräfin, bei all ihrer Vorliebe für zwanglos heitre Geselligkeit, doch den Kopf schüttelte und es nicht ungern sah, wenn Titta sich so viel als möglich zurückzog, weil sie, wie sie sagte, sich bei jeder Gelegenheit von ihrer Schwägerin schlecht behandelt fühlte. Lisa, die verschiedene Gesellschaften mitgemacht hatte, war ganz ihrer Ansicht.

„Wir jungen Mädchen sind deiner Schwägerin unbequem,“ sagte Lisa eines Tages zu Titta, „sie hat es lieber, wenn nur junge Frauen da sind, und für Redensarten wie „garde aux enfants“ oder „to-day we are in the nursery“, wie sie sie neulich in unserer Gegenwart den Herren zurief, dafür fühle ich mich denn doch zu erwachsen.“

So kam es, daß die beiden Mädchen viel unter sich verkehrten, und Zutta sehr oft nach Rochtig hinunterradelte. Dort war alles unverändert, nur daß Herr von Doltau sich immer mehr in seine philanthropischen Ideen verrannte, was ihn in immer schärferen Gegensatz zu seinem Schwiegersohn brachte.

„Wenn Ina doch ein bißchen vermitteln wollte,“ klagte Lisa, „aber die amüsiert sich bei Ellinor und kümmert sich um nichts. Und Papa wird mir ganz trübsinnig über dem ewigen Streit mit Hasso!“

Um ihrem Vater eine Abwechslung zu verschaffen, hatte sie eine Gesanglehrerin eingeladen, und wenn Herr von Doltau verärgert am Abend aus der Wirtschaft kam, erwartete ihn ein kleines Konzert, über dem er dann seine trüben Gedanken vergaß.

Eines Nachmittags fand Zutta, als sie nach Rochtig kam, die Gesanglehrerin, Fräulein Armand, allein auf der Veranda, während durch die offenen Fenster von Herrn von Doltau's Zimmer, das an die Veranda stieß, die lauten Stimmen des alten Herrn und seines Schwiegersohnes Hasso Settler klangen.

„Wo ist Lisa?“ fragte Zutta.

Fräulein Armand wies nach den offenen Fenstern hin: „Sie ist drin, die Herren streiten wieder.“

„Was hat es denn gegeben?“ fragte Titta.

Fräulein Armand erzählte, daß, gerade als Graf Settler gekommen sei, auch Lisa von einem Krankenbesuch im Dorfe heimgekehrt wäre.

„Die Kranke war gestorben,“ sagte Fräulein Armand, „und Lisa war traurig, denn sie hatte die Arme von Kindheit an gekannt, und sie war noch ganz jung, eine Sachsengängerin, die ein Unglück gehabt hatte — eine Liebesgeschichte, wissen Sie, Komtesse, der Mann hat sie im Stich gelassen und nun kehrte sie krank und elend nach Hause zurück. Vorige Woche hatte sie ein Kind — und nun ist sie tot, die arme Sefla.“

„Wie, die Sefla vom alten Schmied?“ rief Titta — „mein Gott, wie leid tut mir das!“ — Sie hielt inne, weil Herrn von Doltau's Stimme so besonders laut und grollend zu ihr herausklang.

„Das kommt von der Freizügigkeit,“ rief er, „kein Zusammenhang mehr in den Familien, die Regierung ist schuld an dem Unglück, was dabei herauskommt, und wer es gut mit der Jugend meint, müßte das Gesetz aufheben.“

„Wie kannst du denn die Freizügigkeit aufheben wollen bei einem Volk, das sich so rapide vermehrt wie das unsre,“ rief Hasso Settler dazwischen. „Wenn eine Scholle die Leute nicht mehr ernährt, ist es natürlich, daß sie sich einen anderen Nährboden suchen müssen, das ist eine uralte Folgeerscheinung des Kampfes ums Dasein — früher vollzog sie sich in Massen, heute in gemäßigterer Form durch all die Sicherheitsventile, die der moderne Staat den unwiderstehlichen Strömungen öffnet und öffnen muß, um Katastrophen vorzubeugen. Die Freizügigkeit ist so ein Ventil, sie ist heutzutage eine Notwendigkeit, und deshalb müssen wir damit rechnen.“

„Na du siehst doch aber das Resultat vor dir,“ erwiderte Herr von Doltau, „ein hübsches, blühendes Mädel wie die Gessla — elend zu Grunde gegangen an den Folgen des Herumbagabundierens.“

„Nicht daran, sondern an ihrer eigenen Haltungslosigkeit oder schlechten Konstitution, oder wie du es sonst nennen willst,“ behauptete Hasso Settler. „Wir leben eben nicht in einer Zeit der Treibhauspflanzen. Schwache Individuen gehen freilich

leichter unter, wenn sie sich in den Strudel stürzen, aber starke lernen ihre Kräfte gebrauchen und behaupten sich — das war das Schicksal ganzer Völker zu Zeiten der Hordenwanderungen, und das ist das Schicksal der einzelnen in den modernen Völkerwanderungserscheinungen. Aber die Allgemeinheit hat nichts verloren an den schwachen Völkern und verliert nichts an den schwachen Individuen — —“

„Das ist eine Philosophie des Egoismus und der Gemeinheit,“ brauste Herr von Doltau auf, „da tue ich nicht mit — —.“

„Dann kommst du eben unter die Räder.“ —
Ziskas Stimme legte sich bittend, beschwichtigend dazwischen.

„Ich will ihr zu Hilfe kommen,“ rief Sutta, „es wird die beiden doch genieren, sich in meiner Gegenwart so weiter zu zanken.“

Und in der That unterbrach Suttas Eintritt das erregte Gespräch.

Zu dem gewohnten musikalischen Tageschluß kam es aber heute nicht.

Als Hasso Settler sich verabschiedete, erklärte Herr von Doltau Rechnungen machen zu müssen,

und Lisa und Fräulein Armand begleiteten Zutta, die heut zu Fuß gekommen war, ein Stück Weges nach Tannwald.

An dem Birnbaum auf der Hälfte des Weges verabschiedeten sie sich.

„Weißt du noch, Lisa, hier sprachen wir die beiden Sachsenländerinnen vor einem Jahre,“ sagte Zutta, stehen bleibend, „und nun ist die eine tot und die Hanka — weißt du, was aus der wurde?“

„Ja, sie haben es mir erzählt. Die ist in Sachsen geblieben, aber nicht als Feldarbeiterin, sie ist Hausmagd in einem Gasthaus auf dem Lande, ihre Mutter nennt es Kellnerin. Sie hätte auch schon Geld nach Hause geschickt, sagte sie — aber ich finde es doch schrecklich, denn die geht gewiß auch unter!“

Sagen Sie das nicht, das ist nicht nötig,“ rief Fräulein Armand. „Ich glaube, Graf Settler hatte recht — wer stark ist, arbeitet sich durch!“ Und sie erzählte, wie sie als 15 jähriges Mädchen ihren Vater, der als Sprachlehrer nach Deutschland gekommen wäre, verloren habe, sei sie mit ihrer Mutter in sehr drückender Lage zurückgeblieben. Ihre Mutter, die ursprünglich für die Bühne vorgebildet

worden sei, habe aber nicht den Kopf verloren, sondern das, was sie einst gelernt, nützlich angewandt, indem sie Schülerinnen gesucht habe. Mit dem Verdienst der Mutter und einer kleinen Pension hätten sie leben können.

„Und sobald es anging, sah auch ich mich nach Stunden um, um das, was ich gelernt hatte, weiter lehren zu können, und als meine arme, liebe Mutter vor zwei Jahren starb, da wußte sie, daß ich in dem großen Strudel, wie Graf Settler sagt, schwimmen und nicht untergehen würde, auch wenn die Erbtante ihr Wort nicht halten sollte.“

Nun wollten die beiden Mädchen wissen, was es mit der Erbtante auf sich habe, und Fräulein Armand erzählte, daß das eine alte Dame sei, die am See von Lugano an der Schweiz-Italienischen Grenze eine Besitzung habe, die sie ihrer Nichte testamentarisch vermachen wollte.

„Es ist eine große Fremdenpension in dem Hause und ich sehe mich daher gern, wenn ich ein Engagement habe, auch im Haushalt um, damit ich einmal nicht zu dumm dort hinein komme.“

„Aber warum gehen Sie denn nicht zu Ihrer Tante?“ fragte Titta. „Wenn ich nur Gelegen-

heit hätte, so nahe der italienischen Grenze zu leben“
— — sie hielt plötzlich inne und wurde rot, denn
sie dachte an Kurd Stoltzing.

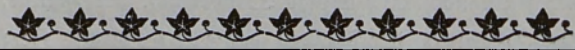
„Die Tante ist sehr eigentümlich,“ erwiderte
Fräulein Armand, „und dann möchte ich meine Selbst-
ständigkeit nicht aufgeben; wer weiß, ob Tantchen
nicht noch anderen Sinnes wird, und ich mag nicht
darauf angewiesen sein, auf ihren Tod zu warten.
Wird aber jemals etwas daraus, so schicke ich Ihnen
beiden den Prospekt und lade Sie ein zuzusehen,
was ich für Dummheiten als Wirtin mache!“

Als Titta allein den Heimweg fortsetzte, mußte
sie immer an diese Pension denken. Wenn sie
dorthin gehen, ihre Reise Sehnsucht befriedigen, der
italienischen Grenze so nahe rücken könnte!

Fern über den Feldern zog wieder die Dampf-
wolke eines Bahnzuges vor ihr her, und tief auf-
seufzend blickte Titta ihr nach. Noch klangen ihr
Hasso Settler's Worte in den Ohren von der mo-
dern Völkerwanderung. Freilich, er hatte jene
der unteren Volksschichten gemeint, die Wanderung
nach dem Brot. Aber all diese hastenden Bahn-
züge, dieser sich drängende Verkehr war es nur der
Kampf um's Dasein, der ihn hervorrief? Vollzog

sich nicht noch eine andere Wanderung, der Freude, der Schönheit, der Freiheit entgegen? Tuttas Herz klopfte ungestüm. Sie kannte noch so wenig von der Welt, aber sie fühlte, daß es schön sein mußte, die Flügel auszubreiten und zu wandern, fern von den Fesseln der Gewohnheit und des Vorurteils, dem Glück entgegen.





Neuntes Kapitel

Jutta schien den von ihrer Mutter prophezeiten Zeitpunkt des „Auswachsens“ mit 20 Jahren ungefähr erreicht zu haben, denn, ohne schön zu sein, konnte sie doch reizend aussehen, sobald sie animiert war, und diese Wahrnehmung, zusammengenommen mit dem Schrecken, den eine Sendung italienischer Blumen zu Weihnachten der Gräfin verursacht hatte, bestimmte sie, diesen Winter Jutta bei Hofe vorzustellen und in die große Geselligkeit einzuführen, um „sie auf andere Gedanken zu bringen“. Persönlich hatte Kurd Stoltzing ihr zwar gefallen, aber sie hielt es für ihre Pflicht, alles, was in ihrer Macht stand, zu tun, um Jutta zu veranlassen, ihn zu vergessen. Daß das nach dem Briefe, den sie Stoltzing geschrieben hatte, eigentlich

grausam gegen diesen war, empfand sie nicht. Sie hatte den Brief genau so geschrieben, wie ihr Gefühl ihn diktierte, und handelte jetzt wiederum ihrem Gefühl entsprechend, das Titta alle Wege zu künftigem Lebensglück ebnen wollte. Denn nicht der bürgerliche Name war es, der sie so stark beeinflusste, sondern die Überzeugung, daß Titta am glücklichsten in den Kreisen sein würde, an die sie von Kindheit an gewöhnt war.

An Tittas Geburtstage erfolgte die Auszahlung der für die Gräfin und ihre jüngeren Kinder niedergelegten Kapitalien, und die Gräfin hatte bald nach ihrer Ankunft in Berlin längere Besprechungen mit Fräulein Adele Mendorf, in Folge deren sie in der Placierung ihrer Gelder bedeutende Veränderungen vornahm. Darauf schaffte sie die nötigen Hoftoiletten an und etablierte sich auf dem Fuße, der ihr erforderlich schien, um eine Tochter in die Welt zu führen.

„Was für das Kind nötig ist, das muß eben sein,“ sagte sie, und ihre leichtlebige Frohnatur fand bald mehr Vergnügen an all diesen Anschaffungen und Einrichtungen wie Titta. Hugo war in diesem Winter schon im Januar mit Ellinor

nach dem Süden gegangen und die Schwiegerföhne, die Mamas Ausgaben etwas groß fanden, bekamen den Bescheid: „Wir können ruhig unsere Jahreseinnahme im Winter ausgeben, denn der Sommer in Tannwald kostet uns nichts; und wenn wir wirklich etwas mehr brauchen sollten,“ setzte sie in Gedanken hinzu, den Nachsatz aber für sich behaltend, „was tut es, wenn Tutta dabei eine passende Partie findet? Ich, für mich allein, brauche ja so wenig, die Hauptsache ist, daß jetzt alles geschieht, was für Tutta nötig ist!“

Die zehntausend Mark, die die Kinder ihr als Einnahme vorrechneten, hörte sie lächelnd an. Freilich Tuttas Vermögen, an das sie nicht rührte, brachte nur vier Prozent, ihre Hundertfünfzigtausend aber gaben ihr, dank Adele Mendorf, doppelt so viel Zinsen.

Tutta hatte sich anfangs gegen den Berliner Winter gestraubt, aber als sie einsah, daß ihre Mutter keinesfalls nach dem Süden gehen würde, fand sie es ganz gleichgültig, was nun geschähe, und meinte, am besten sei es noch, sich die Zeit so kurzweilig als möglich zu vertreiben. Ihre Sprachstudien verwendete sie ab und zu Mitgliedern der

verschiedenen Gesandtschaften gegenüber, im ganzen erschien ihr aber auch dieses, ihr einziges „Talent“ eine ziemlich überflüssige Sache in einer vorwiegend deutschen Gesellschaft. Da ihr nirgends ein ernster Inhalt für ihr Leben und Streben geboten wurde, ließ sie sich in dem abwechslungsreichen geselligen Strudel treiben, zuerst mit dem Gedanken: das ist ja nur ein Übergangsstadium für besseres — allmählich aber dieses „Übergangsstadium“ doch als lebendige Gegenwart empfindend, während ihr die Zukunft in immer nebelhaftere Ferne verschwamm. So verging ihr der Winter, kaleidoskopisch und dennoch eigentlich farblos. Im Sommer kam Hardy während der Ferien nach Tannwald, wo seine Mutter ihn schon mit Ungeduld erwartete und die erste Viertelstunde, die sie mit ihm allein war, dazu benutzte, um ihm mitzuteilen, daß sie ihre Gelder jetzt in Industriepapieren angelegt habe, die ihr so viel mehr Zinsen brächten, daß sie tausend Mark, die Hardy für einen sehr günstigen Pferdefauf brauchte, entbehren könnte. Hardy hatte ihr schon deswegen geschrieben und war nun sehr vergnügt über die gute Nachricht. Er hatte mit einem seiner Korpsfreunde zusammen ein Rennpferd gekauft, eine gute

Spekulation, für die er, wie er sagte, ohne Gewissenskrupel sein Kapital angegriffen hatte. Nun fehlte aber noch die letzte Zahlung, und die Gräfin war glücklich, ihm die Sorge dafür abnehmen zu können. „Da ich kein Glück im Spiel habe, muß ich es mit den Pferden versuchen,“ sagte Hardy, „die halten so manchen Lebenskünstler aus unseren Kreisen über Wasser.“

„Die Passion hast du von deinem Vater,“ erwiderte die Gräfin, „dem gingen die Pferde auch über alles — aber er konnte freilich andere Mittel darauf verwenden als du, mein armer Junge!“

Gutta, die dazu kam und mit allem einverstanden war, meinte, Hardy solle sich mal Doltau's Fohlen ansehen. Es sei ein Vollblut dabei, vielleicht wäre damit etwas zu machen.

Am nächsten Tage ritt Hardy auf einem Pferde seines Bruders hinüber nach Nochtitz. Er traf Lisa allein, da Herr von Doltau auf dem Felde war. Sie ging mit ihm zu den Koppeln und machte ihn auf all die Fehler aufmerksam, die Hasso Settler an dem Fohlen auszufehen fand.

„Hasso hat recht,“ sagte Hardy nach der Besichtigung, „aber Sie würden einen schlechten Kaufmann abgeben, Lisa.“

Sie sah ihn erstaunt an.

„Ich möchte doch nicht, daß gerade Sie einen Kauf hier machten, mit dem Sie nicht zufrieden wären,“ sagte sie.

Er sah über die Koppeln hin. „Wissen Sie noch, wie wir dort hinter den Hecken Räuber und Prinzessin spielten?“ fragte er plötzlich.

Ob sie sich erinnerte! Sie wußte mehr Einzelheiten als er, und während sie jetzt über die Wiese am Bach entlang gingen, sprachen sie zum ersten Mal seit Jahren von ihrer gemeinsamen Kindheit. Und wieder war es der weiche Klang in Viskas Stimme, der Hardy ganz eigen berührte, ein Klang, den er früher nie bemerkt hatte, und der ihm zum ersten Mal auf der Veranda von Tannwald am Hochzeitsabend von Minni aufgefallen war. Dabei glitt sein Blick verstohlen musternnd über seine Begleiterin hin.

„Sie ist sehr hübsch geworden,“ dachte er dabei, und er gab sich ihr gegenüber freier und natürlicher als sonst, weil er sich unbeobachtet fühlte.

„Jetzt ist's nicht mehr weit bis zu den Waldwiesen,“ sagte Viska endlich, „Papa ist dort, wollen wir ihn auffuchen?“

Er war es zufrieden und so schritten sie immer weiter in den Waldschatten hinein, wo es nach Erdbeeren und Thymian duftete und die wilden Tauben in den Zweigen gurrten. Liska war so leicht und froh zu Mute, als seien ihr Flügel gewachsen, so, gerade so hatte sie oft geträumt mit Hardy dahin zu gehen, ihm von ihrem Stillleben mit dem Vater zu erzählen und sich von seinem bunten Leben draußen in der Welt berichten zu lassen. Hardy war zu Mute, als läge heut ein besonderer Zauber in der Luft, er fühlte sich heiter und glücklich, ohne sich bewußt zu sein, daß das wohlige Weben, das ihn gleichsam umspann, von Liska ausging, daß ihre Stimme aus dem Resonanzboden ihres Herzens heraus vibrierte, und daß das Leuchten ihrer Augen von dem sprach, was in ihrer Seele für ihn lebte und glühte.

So trafen sie Herrn von Doltau, mit dem sie den Rückweg nach Rochtiß antraten. Vor dem Hofe holte ein Reiter sie ein. Es war Hasso, der oft nach Rochtiß geritten kam, um, wie er sagte, nach dem allseitigen Befinden zu fragen, in Wahrheit aber, um nach der Wirtschaft zu sehen und sich „den alten Herrn nicht in irgend welche Uto-

pten verrennen zu lassen". Lisa sah ihn immer mit einiger Besorgnis kommen, denn gewöhnlich gab es Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und ihrem Vater. Heut verlief indessen der Besuch ziemlich friedlich, und als Hardy sich verabschiedete, begleitete Haffo ihn ein Stück Weges.

„Der alte Herr macht mir einige Sorge,“ sagte er dabei, „mit all seiner Gewissenhaftigkeit und all seinem Fleiß spannt er meist die Pferde hinter den Wagen, und ich fürchte, wir werden hier eines Tages mal vor einem großen Defizit stehen.“

„Aber wie ist denn das möglich? Rechtig ist doch ein schönes Gut?“

„Ja, was willst du! Heutzutage muß der Landwirt eben auch Kaufmann sein — und davon ist bei meinem Schwiegervater keine Rede! Unter uns gesagt, Hardy, damit du dir über diesen Punkt ganz klar bist — es ist sehr unsicher, ob Lisa einmal irgend eine nennenswerte Mitgift bekommen kann!“

„Weshalb sagst du mir das?“

„O, nur so für alle Fälle und weil ich deine Ansprüche ans Leben kenne!“

„Danke für deine Mühe, sie ist aber sehr überflüssig gewesen, kann ich dich versichern.“

Haffo lachte. „Um so besser, nimm's nur nicht übel!“ Er reichte Hardy die Hand zum Abschied und ritt davon.

Hardys glückliche Stimmung vom Nachmittag war verflogen. Er ärgerte sich über Haffos Anspielungen, und in der Tiefe seines Herzens regte sich noch etwas anderes: ein schmerzliches Empfinden, als habe man ihm etwas sehr Schönes und Liebes fortgenommen. Langsam und nachdenklich ritt er nach Hause, wo er sehr einsilbig auf die Fragen nach dem heutigen Nachmittage antwortete. Im Laufe des Abends sagte die Gräfin einmal: „Wenn Hardy sich einst verheiratet“ — — — da fuhr er auf. Er würde wahrscheinlich niemals heiraten, sagte er, denn um ganz nach seinem Herzen zu wählen, sei er nicht reich genug, und verkaufen würde er sich niemals. Am anderen Tage war ein Diner im Schloß, an dem auch die Gräfin und Tutta teilnahmen. Hardy war ausgelassen lustig und machte Ellinor und Ina Settler die Kur, so daß Tutta ihn zuletzt fragte: „Gefallen die beiden dir wirklich so gut?“ Er lachte. „Was willst du,

Tuttafind, in Gesellschaft muß man die Zeit so angenehm wie möglich totschiagen — wer einem nun gerade dabei hilft, darauf kommt es nicht an."

Nach Nochtiz fuhr er während dieser Zeit nur noch einmal, um Adieu zu sagen.





Zehntes Kapitel

Im Herbst brach das Pferd, das Hardys Hoffnungen trug, ein Bein und mußte totgeschossen werden. Hardy schrieb, die einzige Möglichkeit, den finanziellen Verlust, den das für ihn bedeute, zu decken, sei, eine augenblickliche Gelegenheit zu benutzen und sich am Ankauf von ein paar wertvollen Pferden, die zufällig billig zu haben seien und sicher „etwas machen würden“, zu beteiligen. Die Gräfin hielt Rat mit Tutta. Dieser lag nichts an einem zweiten Berliner Hofwinter und die Gräfin hatte die Erfahrung gemacht, daß die Kosten eines solchen die Vorteile nicht aufwogen, denn für ein Mädchen, wie Tutta, dabei eine große oder auch nur annehmbare Partie zu finden, war nicht leicht.

Sie war weder reich noch kokett, damit fehlten ihr die beiden großen Anziehungspunkte in der Welt der Lebemänner, und ihr lebhafter Geist kam nur zur Geltung, wenn man ihr Interesse zu erregen verstand, was in der Gesellschaft sehr selten passierte. Ging man nicht nach Berlin, so konnte man aber bequem mit der Hälfte dessen auskommen, was man im vorigen Winter gebraucht hatte, und Hardy konnte zu den Pferdekäufen, die den „armen Jungen“ herausreißen sollten, einen mütterlichen Zuschuß bekommen. Nun war es aber peinlich, in Berlin bescheidner und einfacher aufzutreten als im vorigen Winter. Eine Influenza, die die Gräfin sich im Herbst zuzog und von der sie sich gar nicht erholen konnte, und die Zusendung des Prospektes von Fräulein Armand, die inzwischen ihre Erbschaft angetreten hatte, gaben schließlich den Ausschlag. Ein Winter in der Pension Armand war bedeutend billiger als einer in Berlin, der Gesundheit war man immerhin einige Rücksicht schuldig, und Rom lag doch noch lange nicht in der Nachbarschaft von Lugano. Zu Weihnachten kamen freilich die italienischen Blumen wieder in Tannwald an, aber die Gräfin fühlte sich elend und hatte

Sehnsucht nach wärmerer Luft und am Ende — niemand entgeht seinem Schicksal!

An einem kalten Januartage fuhr Lisa Doltau zum Bahnhof von Radomin, um Tutta und ihrer Mutter Lebenswohl zu sagen. Zunächst fand sie aber nur ihre Geschwister Settler am Bahnhof, die ihr sagten, daß Hugo und Ellinor, deren Abreise sich verspätet hatte, auch heut erst reisen wollten.

„Wir fahren bloß bis Breslau mit,“ sagte Hasso, „aber später, wenn ich los kann, fliegen wir auch mal nach der Riviera; es ist ja ekelig, wenn bei Hugos immer die Rede von Dingen und Orten ist, die man nicht kennt.“

„Ja, zu Ostern fahren wir ihnen nach,“ sagte Zna, „das haben wir uns neulich ausgedacht.“ Gleich darauf traten die Tannwalder in den Wartesaal.

Vor den Fenstern tanzten jetzt dichte Schneeflocken und hüllten den Perron in eine weiße Decke.

Tutta zog Lisa an das Fenster und wies auf das Schneetreiben hinaus.

„Sieh' mal, Lisa, ist es nicht schön, zu denken, daß man das alles hinter sich läßt?“ sagte sie mit einem hoffnungsfrohen Lächeln. „Ja, das alles und — mich,“ sagte Lisa. Juttas Gesicht wurde ernst.

„Arme Lisa, freilich, du kannst nicht anders als ausharren bei deinem Vater.“

„Nein, ich kann — und ich will auch nicht anders!“

„Ich weiß — aber — dich hat es auch nie ungücklich gemacht, wenn die Bahnzüge hinter unseren Feldern dahin rollten, und du nicht mit konntest, und ich — ich sehne mich schon so lange danach, hinaus zu können! Weit hinaus in die Ferne! Ich denke mir, da draußen irgend wo wartet das Glück auf mich!“

Ellinor saß fröstelnd in ihre Pelze gewickelt auf dem Sofa.

„Endlich, da kommt der Zug!“ rief sie plötzlich, wie elektrifiziert aufspringend. Durch das Schneegeriesel schob sich die dunkle Masse des Zuges auf den Perron. Ein Koupee der ersten Klasse wurde geöffnet.

„Sechs Personen, gerade komplet,“ sagte Hasso Settler.

Grüßworte flogen hin und her. Langsam anrückend setzte der Zug sich in Bewegung und auf dem weißen Perron, von Schneeflocken umwirbelt, stand Lisa allein und blickte dem Zuge nach, der das einzig Lebendige erschien in der toten Landschaft. Noch sah sie ihn wie einen dunklen Schatten dahineilen durch das Schneetreiben.

„Dem Süden, der Sonne zu!“ sagte Lisa leise. Sie schüttelte den Kopf.

„Mein Platz ist hier!“





Elftes Kapitel

Auf der Terrasse vor dem Kasino von Monte Carlo stand Hugo Holkwiß und blickte über die blaue Fläche des Mittelmeeres hinüber zu den grauen Felsen, welche die Bucht abschließen. Weiter hinter ihnen, unter einem Punkt des Horizontes, den er nicht mehr sah, lag Schloß Tannwald. Jetzt war der Schnee auch dort geschmolzen. Der Birkhahn balzte im Walde. Der Park träumte unter dem zarten Schleier des ersten Grüns. Hugo seufzte. Seit Wochen trug er sich mit dem Gedanken abzureisen und dann gab er immer wieder „ein paar Tage“ zu, und Ellinor sah ihn dankbar lächelnd an und entfaltete den ganzen ihr eignen Liebreiz, um ihn vergessen zu lassen, daß er gesagt hatte, er gehöre jetzt nach Hause. Und nun

waren auch noch Settlers gekommen, die sich wegen einer Kinderkrankheit verspätet hatten und die erzählten, dieses Frühjahr sei daheim so abscheulich, daß es die bösesten Erinnerungen der ältesten Leute überträfe. Und hier lachte der blaue Himmel über dem blauen Meere und über einem chaotischen Blumengewirr breiteten Palmen ihre langgesiederten Blattzweige aus. Die Seebrise milderte die Hitze, die sich in diesem Jahre noch nicht unangenehm fühlbar gemacht hatte, und sobald von der Heimkehr die Rede war, sah Ellinor ihren Gatten mit einem unendlich traurigen, fragenden Blicke an, als wollte sie sagen: „Kannst du mir das zumuten, wenn du mich lieb hast?“ Und er begann, wenn er allein war, mit sich zu grollen, weil er sie so lieb hatte, lieb bis zur Schwäche — aber dann, an ihrer Seite, vergaß er den Groll wieder.

Hasso Settler, der die Damen in das Kasino geleitet hatte, trat jetzt zu ihm.

„Buh, ist das 'ne Hitze da drin, eine Luft zum ersticken — aber die zarten Lungen unserer Damen vertragen das Zeug, was sie da drin einschlucken müssen. Ina hat schon wieder hundert Frank gewonnen — ich will lieber draußen warten, bis sie sie wieder verloren hat.“

„Spielt Ellinor auch?“ fragte Hugo.

„Nein, sie sieht zu.“

„Ist der Lummel mit den ewigen Tausend-Frankbilletts auch wieder da?“

„Natürlich —.“ Hasso Settler hatte den Hut abgenommen und fuhr sich mit dem Taschentuch über die heiße Stirn.

„Merkwürdiger Farbenkasten,“ sagte Hasso Settler, „würdige Umgebung für den Affenkäfig“ — er wies auf das Kasino, das sich mit seinen phantastischen Formen und grellen Malereien scharf gegen den blauen Himmel abzeichnete. „Unnatürlich, die ganze Geschichte, so was wie 'ne Fieberphantasie — man möchte sich kneifen, um sich zu überzeugen, daß man mit seinen gesunden zwei Beinen dazwischen steht.“

Hugo machte eine müde Bewegung. „Ich habe es eigentlich satt,“ sagte er, „aber ich will mich doch nach Ellinor umsehen.“

„Warte einen Augenblick, ich habe dir ja noch eine Neuigkeit mitzuteilen — ich war auf der Post, die Weiberchen holten sich Ansichtspostkarten. Weißt du, was sie ausgeheckt haben? Der Hardy kommt

her zur Belohnung für sein gut bestandenenes Referendarexamen."

"Was denn?"

"Unsre Frauen haben ihn mobil oder verrückt gemacht, was weiß ich — kurz, es war eine Karte von Hardy da, an Ellinor und Ina zusammen adressiert: „ich komme Mittwoch“, das ist also übermorgen!"

"Der Hardy!" wiederholte Hugo kopfschüttelnd. „Ich fürchte, der Junge ist im Geldpunkt furchtbar leichtsinnig!"

Dabei hatte er den Weg zum Kasino eingeschlagen. Hasso drehte an der Tür wieder um.

"Ich bleib draußen, sieh wie du die Weiber wieder los kriegst."

Mit einem Lächeln und Achselzucken sah er ihm nach. Er wußte, es war der „Lümmel mit den ewigen Tausend-Frankbilletts“, der Hugo im Genuß seiner Nachmittagscigarre gestört und in das Kasino getrieben hatte, und für seinen Geschmack kokettierte Ellinor auch etwas zu viel mit dem „Lümmel“, ihrem Landsmann von „drüben“, einem Anglo-Amerikaner, der über ungezählte Millionen verfügte.

„Ich würde ihr eilig in die Parade fahren, wenn's meine Frau wär',“ sagte Gasso, während er auf der Terasse umherging und Gegend und Menschen mit den Blicken eines amüsierten Theaterbesuchers betrachtete, der das, was er sieht, nicht ernst nimmt. Vor ihm spielte sich eine jener für Monte Carlo typischen Scenen ab: eine hübsche kleine Französin bat drei ihrer sie umringenden „Freunde“ verschiedenster Nationalität um hundert Frank, weil sie behauptete, daß sie heute Glück haben würde, sobald sie nur flott gemacht würde. Man antwortete ihr mit Scherzen und Neckereien, aber das zierliche Ledertäschchen, das sie abwechselnd den „Freunden“ hinhielt, blieb leer, und die Gruppe lärmte lustig und ungeniert auf der Terasse herum. Gasso schlenderte einen der Terrassenwege abwärts, bis er vor dem großen Lift stehen blieb, der die Gäste vom Bahnhof nach dem Kasino befördert. Wie zwei riesige Käfige von Glas mit Eisenverzierung standen die beiden geräumigen Ascenseurs nebeneinander, dann versank der eine lautlos in die Tiefe, um bald darauf mit einer bunten Menschenfracht zurückzukehren, während der andere Glasfaßten versank. Aus dem ersten stiegen die Insassen

aus — lauter Damen, zum Theil noch wirklich jung, zum Theil nur von weitem durch Hilfe von Schminke und Toilette jung erscheinend, alle auffallend und elegant gekleidet und von einer Wolke von Pat-schuli umschwebt. Der Schnellzug von Ventimiglia war soeben angekommen, und der Lift beförderte seine Fahrgäste, wie jeden Nachmittag, nach dem Eldorado der Glück suchenden Schönen. Hasso stand mit seinem kühlen Lächeln unter einem Kreuzfeuer von Blicken schöner Augen — ab und zu flog sogar ein Grußwort zu ihm hinüber, dann zog der Schwarm weiter, dem Kasino zu, während der zweite Glaskäfig soeben landete und dasselbe Bild von vorhin sich wiederholte. Nur war diesmal eine ungeschminkte und unzweifelhaft ältere Frau unter den Ankommenden, und in ihrer Begleitung befand sich ein junger Mensch, dessen dunkler Civilanzug nur durch ein paar Knöpfe mit Namenszug seine Livree markierte. Hasso, der schon ein paar-mal um dieselbe Zeit der Landung des Lifts zugeesehen hatte, hatte auch jedesmal dieses Paar bemerkt, und der junge Mensch war ihm aufgefallen, er mußte selbst nicht weshalb. Heute blieb der Fremde weiter hinter seiner Dame zurück und

grüßte Hasso, während er leise murmelte: „Untertänigst guten Tag, Herr Graf.“

Hasso sah ihm erstaunt nach. Die Stimme klang hart, wie die der Deutsch-Polen in Hassos Heimat.

Später, auf der Terrasse, wohin Hasso zurückkehrte, um seine Freunde zu erwarten, trat der junge Mensch ihm wieder entgegen, und fragte sehr bescheiden in polnischer Sprache, ob der Herr Graf ihn nicht erkenne, er habe sich so sehr gefreut, den Herrn Grafen wiederzusehen, und er sei doch der Sohn des Ziegelmeisters Wiezorek, der Florian, der im Garten beim Herrn Grafen gearbeitet habe.

„Was Teufel,“ rief Hasso, „der Florian Wiezorek sind Sie, der Schlingel, der bei Nacht und Nebel davongelaufen ist aus meiner Arbeit?“

„Verzeihen Herr Graf, aber dafür konnte ich nichts, der Gärtner war zu böse, das konnt' ich nicht aushalten, und damals wurden gerade Arbeiter gesucht und hatten gutes Verdienst bei dem Oder-Kanal, da lief ich hin, und da nahmen sie mich. Aber wie ich den Herrn Grafen auf einmal hier gesehen habe, da habe ich so eine Freude gehabt, daß ich gedacht habe, wenn der Herr Graf auch vielleicht böse auf mich ist, ich muß doch kommen

und muß ihm alles sagen, wie es gewesen ist, denn ich konnte wirklich nichts dafür.“

„Ja, das sagt ihr Kerls immer, wenn ihr Dummheiten macht, daran erkenn' ich meinen Oberschlesier,“ rief Hasso. Die Begegnung machte ihm Spaß, und er ließ sich von Florian erzählen, wie er vom Oderkanal nach Monte Karlo gekommen wäre. Das war freilich wunderbar genug. Ein Trupp polnischer Arbeiter war, nach Beendigung des Kanalbaus, als Eisenbahnarbeiter bei einem westdeutschen Bahnbau verwendet worden. Von dort waren sie ebenfalls zu einem Bahnbau nach Belgien gekommen. Dort war es ihnen gut gegangen, und die polnischen Arbeiter hatten wie eine Familie zusammengehalten. Da waren in dem Distrikt, in dem die Bahn gebaut wurde, Arbeiterunruhen ausgebrochen.

„Und weil doch alle Arbeiter Brüder sind,“ sagte Florian, „da haben wir sonntags auch mit den anderen geschrieen, und sind in den Wirtschaftshäusern zusammen gewesen, und etwas französisch habe ich ja auch schon gekonnt und habe auch mitgesungen, wenn die anderen sangen, und die andern Polen auch. Und Montag sind wir aus der Arbeit

fortgeblieben, denn da war ein großer Krawall, und sie wollten das Haus von dem einen Direktor stürmen. Und ich bin mitgelaufen und die anderen auch, denn das Militär hatte schon auf die Arbeiter geschossen und da sagten sie alle, das dürften wir uns nicht gefallen lassen. Und wie wir da stehen vor dem Hause von dem Direktor, da kommt ein kleiner Junge auf einem Pony angeritten, und da haben die Leute ihn heruntergerissen und haben gesagt, das wäre der Sohn vom Direktor und haben ihn gehauen, und der Junge hat geschrieen und geweint „Maman, maman, maman“. Und da haben sie gerade angefangen zu schießen, ich weiß nicht einmal auf wen und warum, aber die Leute haben geschrieen, wenn einer von ihnen fiele, da müßte der Junge sterben, und da ist mir so verrückt in meinem Kopf gewesen, daß ich nicht weiß, was ich gemacht habe, aber ich bin gelaufen, was ich konnte, und auf einmal war ich mit dem Jungen gerade vor der Treppe von dem Hause — da haben sie auf mich geschossen, und da bin ich hingefallen, und der Junge hat unter mir gelegen.“

„Nachher weiß ich nichts mehr, aber wie ich wieder zu mir kam, da habe ich in einer schönen

Stube gelegen, und die Frau Lejeune hat an meinem Bett gesessen und hat meine Hand gehalten, und die Tränen sind ihr über die Backen gelaufen. Und nachher haben sie mir gesagt, daß ich den Jungen gerettet hätte, und daß die Lejeunes mir ewig dankbar dafür sein würden. Da bin ich auf einmal der Freund von denen gewesen, gegen die ich gelärmt und geschrien hatte — und sie waren gut zu mir, und ich bin ja kein schlechter Kerl, da bin ich bei ihnen geblieben. Meine Freunde haben mir gedroht, daß sie mich totschlagen würden — da bin ich mit den Lejeunes nach Brüssel gezogen, als Stallbursche, denn sie hatten Wagen und Pferde. Nachher haben sie ihr Vermögen verloren, die Pferde wurden verkauft, ich blieb als Diener — dann starb der Herr Lejeune, und der kleine Junge starb auch, und nun sind wir nach Ventimiglia gekommen, und die Frau Lejeune fährt jeden Tag hierher, denn es hat ihr jemand aus den Karten gesagt, daß sie einmal einen großen Gewinn hier machen wird. Da nimmt sie mich immer mit, damit ich das viele Geld trage und damit ich sie beschütze, daß keiner ihr was tut, wenn sie so viel gewinnt. Und auf mich kann sie sich verlassen, das weiß sie! Aber bis jetzt hat sie

nur immer ganz wenig gewonnen, manchmal auch verloren, wie's kommt."

Hasso schüttelte lächelnd den Kopf. Wieder erkannte er seinen Oberschlesier, der in eine revolutionäre Bewegung verwickelt, aus dem Strudel als Diener einer Herrschaft hervorgegangen war, als solcher offenbar seine besten Eigenschaften entwickelte und sich sehr wohl fühlte.

"Du hast ja merkwürdige Schicksale gehabt," sagte er, unwillkürlich in das gutherrliche „du“ zurückfallend, „nun halte dich nur weiter brav, Florian."

"Das werde ich schon, aber die Frau Lejeune ist krank — wenn sie etwa stirbt, ehe sie den großen Gewinn macht, möchte ich doch untertänigst bitten, ob der Herr Graf mich nicht als Diener nehmen möchten. Ich käme doch so gern wieder nach Hause, aber die Reise ist zu teuer."

"Na vorläufig bist du ja noch bei der Frau Lejeune und versprechen kann ich natürlich nichts — aber wenn's not tut, kannst du mir schreiben."

Florian bedankte sich und Hasso ging jetzt in die Spielsäle, um seine Frau abzuholen. Es war inzwischen Abend geworden, das Glockenzeichen, das den Beginn der Theatervorstellung ankündigt,

erklang, und aus den Spielsälen drängte sich die Menge in das hohe marmorgepflasterte Vestibül; alle civilisirten Sprachen hörte man in buntem Durcheinander — blühende Jugend und gebrechliches Alter, Männlein und Weiblein zogen hier vorüber, die Aufregung des Spiels noch auf den erhitzten oder erblaßten Gesichtern und in den unruhigen Augen schon wieder das Verlangen nach einem anderen Genuß. Einen Augenblick war es Hasso, als sähe er hinter dieser bunten Schar, die Geldgier oder Vergnügungssucht aus aller Herren Länder hier zusammengeweht hatte, die Vision jener anderen Scharen, die Arbeit und Erwerb suchend, losgelöst von der heimischen Scholle, die Welt durchzogen, zwei Ströme, in der Hauptrichtung von Osten nach Westen ziehend, hier und dort zusammengewirbelt zu einem brausenden Strudel, in dem die einzelnen Wellen am Strande zerschellten, hier und dort auch neue Bahnen einschlagend, zu unbekannten Ufern strebend. „Moderne Völkerwanderung,“ murmelte er. Und er freute sich, daß er abseits vom Strome stand, auf festen Füßen, die sich nicht würden fortreißen lassen, mit einem festen Heim im Hintergrunde, in dem all seine Pläne und Ziele wurzelten.





Zwölftes Kapitel

Hardy war angekommen und hatte wie sein Bruder und Settlers im Hotel Metropole Wohnung genommen. Ellinor fand, er sähe „interessant“ aus, Hasso Settler kniff ihn in die Ohrfläppchen und sagte:

„Mensch, wie kann man in deinen Jahren so hohläugig sein, und nervös, wie ein bleichsüchtiges Frauenzimmer! Schäm dich was!“

Hardy machte sich von den unbequem festen Fingern Hassos los und erklärte, daß er ja eben zur Erholung und auf ärztlichen Rat hier sei, denn der Winter mit seiner tollen Geselligkeit und den nebenher laufenden Examenarbeiten habe ihn allerdings mitgenommen.

„Wer hieß dich auch Geselligkeit mitmachen während der Vorbereitung zum Examen,“ schalt Haffo.

„Ich fand es schlapp wegen der Arbeiten immer abzusagen, das Schlafen habe ich mir dabei allerdings so ziemlich abgewöhnt, aber ich hab's ja gezwungen, wie du siehst!“

„Na ja, eine Leistung ist es immerhin, aber —“

„Laß gut sein, Haffo, man ist eben nur einmal jung, und mein Prinzip ist: entweder ich lebe mit allen Kräften, oder das ganze Leben lohnt sich nicht.“

Sna trat auf die Terrasse und sah Hardy mit einem freundlich mitleidigen Blick an, der ihn unbeschreiblich ärgerte.

„Na, so ganz Invalide bin ich doch noch nicht,“ sagte er, und seine schlanke Gestalt, die etwas schlaff in einem Sessel gelehnt hatte, richtete sich mit einem energischen Ruck auf. „Wollen wir heute die Marktpartie nach Monaco machen, Sna? Ich bin zu allen Unternehmungen bereit.“

Sna sah ihren Mann fragend an.

„Soll ich es Ellinor sagen?“

Haffo nickte.

„Gehst nur, ich spiele inzwischen mit Hugo hier eine Partie Schach, er wird so wenig Passion für den Marktzauber haben, wie ich.“

Eine Viertelstunde später bestieg Hardy mit den beiden Damen einen Wagen, der sie am Strande von Condamine entlang hinüber nach Monaco führte. Auf halbem Wege begegnete ihnen ein Motowagen, auf dem der „Tausend-Frank-Lümmel“ saß und die Vorüberfahrenden sehr nachdrücklich grüßte.

„Ich bitte, ich bitte sehr, ein Wort,“ rief er ihnen zu, während der Motor bremste.

„O, ich möchte hören, was er will,“ sagte Ellinor, und Hardy veranlaßte den Kutscher zu halten. Mister Archibald Tomkins war inzwischen seinem Behikel entstiegen und stand nun vor dem Wagen, seine „shake hands“ applizierend und dabei die Bitte vortragend, die kleine Gesellschaft möchte ihm doch die Ehre erweisen sich seinem Motor anzuvertrauen, er habe gerade noch drei freie Plätze und die Damen hätten ja neulich den Wunsch geäußert, einmal sein Fahrzeug zu probieren.

„O yes,“ rief Ellinor mit ungewohnter Lebhaftigkeit und machte damit der Unentschlossenheit der beiden andern ein Ende.

Der Markt in Monaco sei so gut wie vorbei, sagte Mr. Tomkins, wenn man das bunte Getriebe dort sehen wolle, müsse man früher kommen, aber er würde sich erlauben die Herrschaften nach der Avenue St. Martin, der Promenadenstraße von Monaco zu fahren, wenn das genehm sei.

So nahmen sie alle vier in dem Tomkins'schen Gefährt Platz, daß sich lärmend in Bewegung setzte, und dem Wagen wie Fußgänger ehrfurchtsvoll und eilig auswichen. Vorüber ging es an dem blauen Meer und den bunten Häusern von Condamine, die breite, zwischen Fels und Meer aufsteigende Avenue de la porte neuve hinan. Oben breitet ein Pinienhain seine dunklen Wipfel aus, und unmittelbar daran schließt sich die elegante Häuserreihe der Avenue St. Martin. In der „école des visitations“, diesem Elite-Lyceum für Söhne vornehmer und reicher Familien, standen die Fenster weit offen und die lustigen Löne einer Musikkapelle drangen daraus hervor, während junge, lachende Gesichter sich aus den Fensteröffnungen neigten. Es war ein Bild voll lachender Lebenslust und gab die Stimmung wieder, die über Stadt und Landschaft lag.

Hinter der Kathedrale mit ihren leuchtend weißen Mauern und bunten Mosaiken wurde wieder gebremst.

„Ich möchte ihnen die Promenaden zeigen, die sehr schön sind und die die wenigsten Besucher von Monte Carlo kennen,“ sagte Mister Tomkins.

„O yes, ich habe immer gewünscht diese Promenaden zu sehen,“ erwiderte Ellinor, sich auf Mister Tomkins Arm stützend, um den Wagen zu verlassen. Archibald Tomkins Blicke ruhten einen Augenblick auf dem weißen feinen Lederschuh, der Ellinors winziges Füßchen umschloß.

„Ich sah nie etwas Schöneres,“ sagte er — man könnte glauben, daß er noch von den Promenaden spräche, aber Ellinor hatte ihn verstanden, denn während sie an seiner Seite einen der schattigen Wege betrat, sagte sie:

„Ich bin in Indien geboren, die Frauen dort zeichnen sich meist durch kleine Hände und Füße aus — sie sind auch in vielen andren Dingen verschieden von ihren im Nebel von England geborenen Landsmänninnen.“

Sie hatte den Schritt ein wenig beschleunigt, Ina und Hardy folgten langsamer in einiger Entfernung.

Vom Meere herauf stieg ein erfrischender Lufthauch empor unter den Schatten der Steineichen und Pinien, die ihre dunklen Zweige über einem Gewirr von lichtgrünen, kleinblättrigen Aloen und leuchtend rot blühenden Pelargonien ausbreiteten. Hardy nahm den Hut ab und sog die Luft mit halb geschlossenen Augen ein.

„Himmlich,“ sagte er. In dem von Sonnenlichtern durchblizten Schatten stand Ina vor ihm. Sie hatte den Hut an den Arm gehängt, ihr Kopf mit dem glänzenden Blondhaar, den strahlenden fröhlichen Augen und blühenden Farben hob sich förmlich leuchtend ab von dem dunkelgrünen Hintergrunde und sie sagte, Hardy freundlich anblickend:

„Ich freue mich so, daß Sie hergekommen sind, Hardy, es wird Ihnen so gut tun — Sie sind schon nicht mehr so blaß wie am ersten Tage.“

Er sah sie an. „Wie gut Sie sind, Ina, und wie schön!“

Sie errötete wie ein halberwachsenes Mädchen und wandte den Kopf ab.

„O Hardy, warum sagen Sie das! Wir sind doch alte Kinderfreunde!“

„Soll ich Sie deshalb nicht schön finden?“

Nun lachte sie, und dann schritt sie leichtfüßig neben ihm her und sprach von andern Dingen, dabei wunderte sie sich im stillen, daß er ihr früher nie gesagt hatte, daß er sie schön fände. Sie dachte an ihre Kindheit und an den langen Schuljungen, den Hardy von damals, und es kam ihr wie ein Spiel vor, daß sie jetzt als erwachsene Menschen zwischen den blühenden Pelargoniengebüschten hinschritten, und daß sie als Frau und Mutter nun doch eigentlich eine Art von Respektsperson für ihn geworden war. Und nun fand er sie schön — früher hatte er das wahrscheinlich gar nicht bemerkt, und sie fand das sehr lustig. Hardy fühlte sich zum ersten Mal auf dieser Erholungsfahrt vollkommen ausgeruht und frisch; Ina, die er immer bewundert hatte, erschien ihm in diesem Augenblick wie die Verkörperung der Jugend und Lebensfreude, die ihm der graue Winter fast verwischt hatte, und die ihm jetzt wieder in den Adern zu pulsieren begannen. Seitwärts von dem Promenadenwege war eine Terrasse über dem Meere. Der Felsen senkte sich darunter steil herab und die Wellen, die sich daran brachen, spritzten weiße Schaumkämme über die von grünem Moos über-

wucherten Felszacken. Eine Olive hing mit ihrem silbergrauen feinen Laube über der blauen Flut, und ein Geranke von Rosen und Pelargonien lag blühend über dem oberen Teil des Felsens. Hardy und Ina saßen auf der Terrasse und tauschten Kindheitserinnerungen aus. Ellinor und Archibald Tomkins waren längst außer Hör- und Sehweite, aber sie dachten gar nicht an jene beiden und waren unangenehm überrascht, als Ellinor plötzlich vor ihnen stand, und ihre Armbanduhr hoch haltend, sagte, es sei jetzt die höchste Zeit zurückzukehren und für das Diner Toilette zu machen.

Archibald Tomkins stand hinter ihr und sah mit selbstsam glänzenden Augen über das Meer hin, wie einer, dessen Gedanken weitaus schweifen.

„Hier kommen wir wieder her, hier ist es so viel schöner als in Monte Carlo,“ sagte Ina. Unter Ellinors langen Wimpern flog ein Blick zu Archibald Tomkins hinüber. Jetzt war er es, der „O yes“ sagte, und seine schweifenden Gedanken schienen wieder ganz an Ort und Stelle zu sein. Er bedauerte sehr, die Herrschaften in seinem Motorwagen nur bis an das Ende der Avenue de la porte neuve bringen zu können, da er sich verspätet

habe und pünktlich vor dem Schloß des Fürsten von Monaco sein müsse, wo er eine Verabredung mit einem Herrn des Gefolges habe.

So verabschiedete man sich von Archibald Tomkins am Ende der Bergstraße. Sobald er fort war, sagte Ellinor: „Diese Partie war sehr hübsch, aber ich glaube, Hugo würde ein Vorurteil gegen den Motormagen haben, und wir werden ihm die Laune verderben, wenn wir es ihm erzählen.“

Als sie in Monte Carlo ankamen, waren sie einig mit einander; man wollte von dem Motormagen lieber nicht sprechen, mithin auch nicht von Archibald Tomkins. Ein Stunde später traf die Gesellschaft in dem eleganten Speisesaale an einem der kokett gedeckten kleinen Tische wieder zusammen.

„Habt ihr neuere Nachrichten von Mama und Tutta?“ fragte Hardy seine Verwandten. „Ich hörte ungewöhnlich lange nichts von ihnen.“ Hugo meinte, es würde ihnen wohl sehr gut gehen, deshalb schrieben sie nicht. Jedenfalls wären sie noch in der Schweizer Pension.

Nach Tisch traten sie hinaus auf die breite Terrasse, um Cigaretten zu rauchen, woran sich auch

die Damen eifrig beteiligten. Hardy stand am Geländer und blickt mit krauser Stirn hinab auf die Palmen, hinter deren breiten Wedeln das Meer, von Mondlicht überstrahlt, heraufblitzte.

„Warum sind Sie so ernst, Hardy,“ fragte Sna, an seine Seite tretend. Er schüttelte den Kopf.

„Nicht doch, Sna, ich lebe ganz in der schönen Gegenwart. Ein paar dumme Briefe hatte ich allerdings — aber es waren nur Geschäftssachen.“

„Also doch etwas Unangenehmes, ich sah es Ihnen an.“

„Wie gut Sie sind, Sna!“

Sie lachte. „Das sagen Sie mir heut schon zum zweiten Mal!“

Ellinor mahnte, es sei Zeit in die Spielsäle zu gehen, und Hasso erzählte seine Begegnung mit Florian Wiezorek und sagte, er wolle sich doch 'mal die Madame Lejeune ansehen und auf ihre Karte setzen. Vielleicht hätte sie heute ihren so lange erwarteten Glückstag.

„Ja, versuchen wir es heut 'mal alle,“ rief Hardy, der bisher nicht gespielt hatte.

Die Luft war erfüllt vom Dufte der Rosen, die sich in üppigen Ranken um die Palmen der Anlagen schlangen, und im Schein des elektrischen Lichtes erschienen die Parkwege, die man durchschritt, um zum Kasino von Monte Carlo zu gelangen, wie eine glänzende Theaterdekoration. Unter der erleuchteten Veranda des Café de Paris, gegenüber vom Kasino, herrschte das gewohnte lärmende Treiben; Damen in eleganten hellen Toiletten, Herren im Gesellschaftsanzug, eine weiße Gardenia im Knopfloch, Kellner, Tabletts mit Eis oder Kaffee hoch haltend, das alles wogte dort durcheinander und umdrängte die Tische. Neben den Mokkaaffen lagen die Notiztäfelchen, in die juwelenblitzende Finger Eintragungen machten, und die Worte „System“, „Gewinn“, „Verlust“ durchschwirrten die Luft und schienen auf den Duftwolken des Patschuli und Tokyclub hin und her zu wogen, wie die Träger einer Epidemie, die auch diejenigen ergriff, die noch unbeteiligt in diesen Dunstkreis traten. Und über den hellbeleuchteten Platz zogen die Scharen hinüber nach dem großen Tempel, in welchem Gott Mammons Altäre standen und dessen Mauern jetzt umhüllt schienen von

einem geheimnißvollen Schleier der Verheißung und Lockung.

„Ein merkwürdiges Nest," sagte Haffo, „eine einzige, große Verrücktheit —" aber heut ging er doch mit.

„Oh, wenn ich heut gewinne, wie ich denke, kaufe ich mir die Brillantnadel, die mir so gefällt," meinte Ellinor.

„Und ich den großen Frachtwagen für die Buben," setzte Tia hinzu.

„Aber Kind, wenn du die Nadel so sehr wünschest — —" begann Hugo, aber Ellinor unterbrach ihn.

„Oh no, ich wünsche sie nicht zu haben geschenkt, nur zu haben gewonnen!"

In Hardys Augen flackerte ein unruhiger Glanz.

„Mit etwas Glück könnte man in einer halben Stunde aus allen Verlegenheiten heraus sein," schoß es ihm durch den Kopf. Aber sofort setzte er, wie zur Warnung für sich selbst hinzu: „Ich habe ja kein Glück im Spiel!"

In der Eingangshalle stand Florian Wiezorek und grüßte Haffo.

„Ist Madame Lejeune drinnen?" fragte dieser.

„Sawohl, schon den ganzen Nachmittag, ich soll sie jetzt abholen, aber sie kommt nicht.“

Haffo hatte die alte Dame ein paar Mal aus dem Ascenseur steigen sehen; so erkannte er sie im dritten Saal, und da er seinen Begleitern ihr Schicksal erzählt hatte, blieben alle stehen und sahen ihr zu. Ihr feines altes Gesicht war gerötet, ihre Augen hatten einen eigenen, verklärten Glanz und sie hüftelte viel, während ihre Hand abwechselnd das Taschentuch zum Munde führte oder auf dem stattlichen Päckchen von Banknoten und Goldstücken lag, das sich vor ihr aufhäufte.

„Sie hat heute „vaine“, ich sehe mit ihr“, sagte Haffo.

„Na, dann will ich es auch 'mal ganz bescheiden versuchen,“ erklärte Hardy.

Sua schloß sich an, und Ellinor und Hugo gingen weiter, da Ellinor sagte, daß sie niemals mit alten Weibern, die immer Unglück brächten, sehe.

Madame Lejeune hatte aber wirklich heute „vaine“.

Haffo sah, wie ihre Hände zitterten, während sie einen Gewinn nach dem andern einstrich.

Hardys Stirn begann sich zu röten. Mit 10 Frank hatte er angefangen, jetzt hatte er 200 vor sich liegen. Er sowohl, als Hasso und Ina setzten auf dieselbe Nummer wie die Fremde. Soeben hatte wieder das Glück zu Madame Lejeune's Gunsten entschieden, da stand sie mit einer heftigen Bewegung auf, griff wie in plötzlichem Angstgefühl Hilfe suchend in die Luft und sank in sich zusammen wie eine erlöschende Flamme. Ihre Hände, die sie mit einer zuckenden Bewegung an den Mund preßte, waren blutüberströmt. Hasso, der ihr zunächst stand, beugte sich über sie und versuchte sie aufzurichten.

„Hundertzehntausend Frank!“ röchelte sie, während eine neue Blutwelle über ihre Lippen strömte.

„Seien Sie ruhig, das Geld bleibt Ihnen bewahrt!“ erwiderte er.

Ein kurzes Auseinanderdrängen der Spielenden, ein momentanes Stocken des Spieles folgte, aber das alles dauerte kaum eine Minute lang. Dann wurde die schwer Kranke hinausgetragen, und noch während einer der vielen Kasinodienen die Blutspuren auf dem Parkett entfernte, ertönte schon

wieder die gleichmäßige Stimme des Croupiers, der den Fortgang des Spieles anzeigte.

Hasso geleitete Madame Lejeune und sorgte dafür, daß ihr Spielgewinn ihr und dem wartenden Florian übergeben wurde. Ina und Hardy hatten ebenfalls den Spielsaal verlassen. Draußen erholte sich Madame Lejeune. Auf Rat eines herbeigeholten Arztes sollte sie aber in Monte Carlo bleiben.

Hasso half Florian sie in ein Hotel überzuführen. Trotz der vom Arzt anbefohlenen absoluten Ruhe, verlangte die Kranke so dringend nach einem Notar, daß Hasso Florian riet, ihrem Wunsch zu entsprechen. Noch in der Nacht machte sie ihr Testament zu Gunsten Florian Wiezorek's, und vierundzwanzig Stunden später bereitete ein zweiter Blutsturz ihrem Leben ein Ende.

Ina war tief ergriffen von dem Schicksal der fremden Alten.

„Ich will nicht länger in Monte Carlo bleiben,“ sagte sie, „das ist ein schrecklicher Ort bei all seiner Schönheit. Gestern hat sich der junge Mensch, der uns gegenüber im Speisesaal saß, tot geschossen, weil er alles, was er besaß, verspielt hatte, und

heute stirbt diese alte Frau, weil ihr Gewinn sie zu sehr aufgeregt hat."

"Und der arme Teufel, der Florian Wiezorek ist ein gemachter Mann," setzte Hardy hinzu. „Rouge et noir, Glück und Unglück, das wird eben hier wie anderwärts gegen einander ausgespielt, aber die Konflikte entstehen und lösen sich hier schneller und krasser als anderwärts, und ich finde, daß gerade darin ein besonderer Reiz liegt. Man fühlt so zu sagen fortwährend den Hauch des Schicksals um sich her."

"Ich finde das schauerlich, und ich will weg!"

"Und ich bin so glücklich, daß gerade Sie hier sind!"

Ena erschrak einen Augenblick, aber sie beruhigte sich sofort. Hardy war ja ihr Kindheitsgespieler, ein so guter Freund, der durfte das wohl sagen.

"Aber" — — begann sie kleinlaut.

"Nein, wirklich," unterbrach er sie, "Sie dürfen nicht abreißen. Denken Sie nur, wie schön der Morgen in Monaco war — dergleichen kann man eben nur hier erleben."

Sie seufzte.

"Ach ja, in Monaco war es schön!"

„Und Ihre Gegenwart hat mir sogar beim Spiel Glück gebracht, Ina, denn gestern habe ich zum ersten Mal gewonnen! Ich konnte es gerade so gut brauchen!“

Ina nahm jetzt den Ton einer älteren Schwester an.

„Aber Hardy, Sie haben doch ihr selbständiges Vermögen!“

„Ach lassen wir das,“ bat er, „das sind langweilige Dinge — sehr unerquicklich!“

„Es tut mir so leid, wenn Sie Kummer haben, Hardy!“

Ihre Stimme klang weich, fast zärtlich. Hardy mußte an Lisa denken und an den Spaziergang über die Wiesen; Liskas Stimme hatte damals denselben Klang gehabt, und er konnte ihn seitdem nicht vergessen. Es freute ihn, daß Ina, deren Schönheit er stets bewundert hatte, nun so warm freundschaftlich zu ihm sprach, während Ina sich in seiner Bewunderung sonnte, und beide sich bei diesem Gemisch von Kinderfreundschaft und Flirt amüsierten, ohne irgend welche ernstere Gefühle oder Gedanken dabei zu empfinden. Sie ließen sich von den Wellen des Lebens und der

Gesellschaft tragen, und fragten im sanften Hingleiten nicht, ob etwa Klippen auf ihrem Wege wären. Die Tage waren ja so schön und die Ufer so blumenreich! Und Hasso Sattler fühlte sich seiner kleinen Frau so sicher, er wußte, daß er in seiner kraftvollen Männlichkeit Hardys schwankender Jugendlichkeit so weit überlegen war, daß eine eifersüchtige Regung diesem „Jungen gegenüber, den er hatte aufwachsen sehen“, ihm lächerlich erschienen wäre. So ließ er die beiden unbehelligt, um so mehr, als es ihn amüsierte zu beobachten, wie Ellinor seinen Freund Hugo immer fester am Goetheschen „Seidenfädchen, das sich nicht zerreißen läßt“, führte.

So bald Ellinor merkte, daß ihre Kräfte nicht ausreichten, hatte sie eine sehr graziöse und feine Art einzulenken, und diese kleinen Fehden endeten gewöhnlich damit, daß Hasso sich sagte: „sie ist ein Nickel — aber ein reizender!“

Trotz aller Diplomatie gelang es aber Ellinor nicht, Mister Archibald Tomkins in ihren Kreis zu ziehen. Hasso und Hugo machten in diesem Punkt entschieden Opposition. Dennoch pflegte Mister Tomkins regelmäßig in der Nähe aufzutauchen, sobald

Ellinor das Hotel verließ, und die Motorpartie war nicht die einzige Gelegenheit, bei der sie Mittel und Wege fand, den „Landsmann“ zu sprechen. In den Spielfällen war er wegen seiner, wie es schien, unerschöpflichen Tausend Frankbilletts — darunter setzte er niemals — eine bekannte Persönlichkeit, und bei allem persönlichen Fernhalten amüsierte es Hugo und Hasso doch, seinem kühnen Spiel zuzusehen, das einmal die Bank zu sprengen drohte, ein andermal Verluste mit sich brachte, wie ein anderer sie schwer ertragen hätte. Mister Tomkins aber nahm beides hin mit tadelloser Unerschütterlichkeit und ohne die geringste Aufregung zu verraten.

Am nächsten Abend spielte Hardy wieder mit Glück und er begann dem so lange ausbleibenden Briefe seiner Mutter ruhiger entgegenzusehen als im Anfang. Er hatte vor seiner Abreise größere Verluste bei verschiedenen Rennen gehabt und in der Überzeugung, daß die Gräfin ihm ohne Unbequemlichkeiten aushelfen würde, hatte er sie gebeten, ihm Geld nach Monte Carlo zu schicken, da seine Barschaft für die Reise nicht mehr ausreichte, er sein ohnehin sehr reduziertes Kapital nicht wieder

angreifen wollte, und die Reise für seinen Gesundheitszustand doch unbedingt notwendig sei. Auf diesen Brief war er immer noch ohne Nachricht geblieben, und so kam ihm seine unerwartete Chance bei der Bank von Monte Carlo sehr zu statten. Als er in gehobener Stimmung das Kasino verließ, flüsterte Ina ihm zu:

„Hugo und Hasso haben eine Segelpartie für morgen verabredet. Ellinor segelt nicht, ich werde mit ihr wieder nach Monaco fahren, und Ellinor meint, es wäre hübsch, wenn Sie uns begleiteten.“

„Und was meinen Sie, Ina? fragte er lächelnd.

„O, ich, ich finde es natürlich auch hübscher, wenn Sie mitkommen.“

„Dann segle ich selbstverständlich nicht — ich mache mir ohnehin nicht viel daraus!“

Natürlich begegneten sie am nächsten Tage wieder Archibald Tomkins.

Ina und Hardy sahen sich lächelnd an.

„Eigentlich geht dieser Flirt doch etwas weit,“ sagte Ina, als sie an Hardys Seite durch die Promenadenwege schritt und sie bemühte sich, ein ernstes Gesicht zu machen.

Hardy lachte. „Ich glaube, es hat noch nie ein paar vergnügtere Elefanten gegeben als uns beide,“ sagte er, „ein Spaziergang ist immer nur nett zu zweien, denn man kann sich nur mit einem Menschen gut unterhalten.“ Und wieder blieben sie zurück, während die beiden anderen schnell voranschritten. Und wieder umspann sie der geheimnisvolle Schatten der Steineichen, die roten Pelargonienbüsche fingen die spielenden Sonnenlichter auf und gaben sie leuchtend zurück und das Meer rauschte leise um den Fuß der Felsen. Die Promenaden waren ganz menschenleer um diese Stunde. Sna und Hardy saßen nebeneinander auf dem Steingeländer der Terrasse und sahen hinab in das Spiel der Wellen. Und wie der Schatten, der über der Terrasse lag, schmaler wurde unter den vorrückenden Strahlen der Sonne, rückten sie ganz dicht zusammen und Hardy sprach davon, wie einsam er doch eigentlich in seinem, von Vergnügungen durchheßten Leben sei, und Sna erzählte ihm, wie auch sie so oft allein bleibe, während Hasso seine Geschäfts- oder Jagdreisen mache, und sie fanden es beide unendlich süß, sich so gegenseitig zu beklagen und einander zuzuhören in dem schmaler werdenden

Schatten, angesichts des leuchtenden Meeres — sie beide allein, wie auf einer im Weltmeer verlorenen Insel. Sie saßen jetzt unmittelbar vor den dicken Blättern einer mächtigen Aloe, die am Rande der Terrasse stand. Inas Hand glitt über eines dieser Blätter und lachend wies sie auf die Inschriften, mit denen es bedeckt war.

„Das scheint der Rendezvousplatz aller Liebespaare von Monaco zu sein,“ rief sie, und, halb über ihre Schulter geneigt, las Hardy mit ihr all die sentimentalen Sentenzen, die dort eingerigt standen.

„Ma bien-aimée, je suis a toi pour toute la vie —“
„Amour, amour, delice de la vie!“

Und so ging es fort, alle von der Terrasse erreichbaren Blätter waren beschrieben, und Ina und Hardy entzifferten zusammen diese Liebesentenzen, ihre Stimmen klangen in einander, ihre Hände berührten, ihr Atem vermischte sich. Es lag etwas Schwüles, Aufregendes in der Atmosphäre, und Hardys Stimme vibrierte, als er plötzlich sagte: „Wollen wir jetzt unsere Namen einschreiben, Ina?“

Sie sah zu ihm auf — ihr Mund blühte ihm entgegen, wie eine voll erschlossene Rose — da neigte er sich vor und wie magnetisch zu einander gezogen, lagen ihre Lippen auf einander. Aber nur einen Augenblick sank Inas Kopf an Hardys Schulter, dann riß sie sich los.

„O Hardy, Hardy, ich habe doch Hass und die Kinder, und — und —“

Er blickte sie entgeistert, plötzlich zur Besinnung zurückgekehrt, an, und sie brach in Tränen aus.

Hardys Ernüchterung war um so vollkommener, als er sich dieser kindlichen Frau gegenüber schlecht vorkam mit seinem leichtsinnigen „laissez aller“, wobei er sich bewußt war, daß seine Situation etwas Lächerliches hatte. Ganz klar und deutlich empfand er, daß er es ja gar nicht ernst gemeint hatte, gerade das konnte er aber Ina nicht sagen, und ihre Verzweiflung erschien ihm kindisch und doch zugleich rührend. Endlich bat er sie:

„Beruhigen Sie sich doch nur, Ina, was soll Ellinor denken, wenn sie kommt!“

Ina stand auf, trat an die andere Seite der Terrasse und blickte, von Hardy abgewandt, auf das Meer hinaus, das Taschentuch, das sie ab und

zu noch an die Augen drückte, in der Hand haltend. Hardy stand neben der Aloe, starrte auf die befrizelten Blätter und verbrachte die unbehaglichsten Minuten seines Lebens. Endlich raffte er sich auf und trat an Inas Seite.

„Zürnen Sie mir nicht, Ina, ich habe einen Augenblick die Selbstbeherrschung verloren, aber ich verspreche Ihnen — —“

Sie wandte sich hastig um.

„Versprechen Sie mir gar nichts, Hardy, ich will nichts hören, gar nichts, gar nichts!“ — sie preßte wieder das Taschentuch vor ihren zuckenden Mund. In diesem Augenblick hörten sie die Stimmen Elinars und Mister Tomkins vom Promenadenwege, dicht hinter der Terrasse. Ina zog den Schleier vor ihr Gesicht und ging entschlossen dem Paar entgegen. Hardy folgte ihr in dem Bewußtsein, daß Mister Tomkins in ein unauslöschliches Gelächter ausgebrochen wäre, wenn die vorhergegangene Scene ihn zum Zuschauer gehabt hätte. Das verbesserte seine Stimmung nicht.

Ins Hotel zurückgekehrt, fand er den so lange erwarteten Brief aus Lugano in seinem Zimmer. Tutta schrieb:

Mein lieber Hardy!

Es wird Mama so schwer, dir alles das zu schreiben, was du doch wissen mußt, daß ich es ihr abnahm. Es sind böse Nachrichten, die ich dir zu geben habe, Hardy, aber in das Unabänderliche muß man sich eben fügen. Du weißt, daß Mama ihre Gelder auf Rat von Fräulein Mendorf anderweitig placiert und auch ihren Bankier gewechselt hatte. Das heißt, letzteres weißt du vielleicht nicht, denn Hugo, mit dem Mama im Sommer über diese Sache sprach, war entschieden dagegen, und Mama hat dann schließlich die Sache gemacht, ohne viel darüber zu reden, weil sie sehr vorteilhaft zu sein schien, und Adele Mendorf so sehr dazu riet. Nun — um es kurz zu sagen, der Bankier hat bankrott gemacht, ist auf und davon gegangen und hat die Depots angegriffen. Mamas Vermögen ist bis auf zwanzigtausend Mark, die sie bei dem alten Bankier gelassen hatte, verloren, daran ist nichts zu ändern. Da nun aber mein Vermögen intakt geblieben ist, brauchen wir immerhin nicht zu betteln, aber selbstverständlich müssen wir uns in unseren Ausgaben einschränken. Ich glaube

nicht, daß es nötig ist, daß Hugo die ganze Sache erfährt — wenigstens nicht sogleich. Wir wollen ja nichts von ihm, denn ich habe mir mit dem praktischen Fräulein Armand die ganze Sache überlegt, und wir haben gefunden, daß sich alles ganz gut einrichten lassen wird, wenn wir hier bleiben, wo wir leben können, wie es uns paßt, und wo es außerdem so schön ist, daß man noch eine Menge Lebensfreude haben kann, ohne besondere Ausgaben. Zu bedauern sind wir also nicht — ich besonders fühle mich hier so wohl, daß ich mir nichts besseres wünsche. Für Mama, die ihr Leben lang gewohnt war, die Schloßfrau von Tannwald zu sein, ist es natürlich schwerer, aber in Tannwald ist ja doch alles anders geworden, und ich glaube, Mama wird sich auch hier ganz gut einleben, denn für ihre Person ist sie eigentlich gar nicht anspruchsvoll. Was ihr schwer wird, ist nur, daß sie dir und den Schwestern nun nicht mehr so viel schenken kann, wie sonst — eurentwegen, besonders deinetwegen, mein alter Hardy, hat sie ja nur die Geldgeschichten angefangen, und deinetwegen leidet sie auch jetzt am meisten unter

ihrem Verlust. Und da mußt du eben auch vernünftig sein und mußt auskommen, ohne auf Mama zu rechnen. Es tut mir so leid, daß ich dir das schreiben muß, aber vorläufig können wir von den fünftausend Mark, die uns jährlich bleiben, keine großen Spünge machen. Freilich habe ich eine Idee, wie ich etwas dazu verdienen könnte — aber das muß erst abgewartet werden! Und nun glaube ich wirklich, es ist am besten, wenn du die Sache noch für dich behältst — es nußt doch gar nichts, wenn ein großes Klagen und Bedauern in der Familie ausbricht. Schreibe Mama einen recht liebevollen und guten Brief, das wird ihr wohl tun, und im übrigen halte die Ohren steif, wie es ebenfalls tut

deine Schwester

Tutta

P. S. Kurd Stolling hat die Konkurrenz für ein Viktor-Emanuel-Denkmal gewonnen, und in der Kunstausstellung in Venedig hat er für eine Gruppe die goldene Medaille bekommen!!!“

Auf Hardys Gesicht hatte Röte und Blässe gewechselt beim Lesen dieses Briefes. Jetzt saß er

da, den Kopf in die Hände vergraben, das Briefblatt gegen die heiße Stirn gedrückt, wie im Fiebertraum, verwirrend und beängstigend zog seine Jugend an ihm vorüber, mit all den Ansprüchen, die er wieder und wieder an seine Mutter gemacht hatte, gedankenlos, wie selbstverständlich, eingelullt durch ihr Gewähren und durch die leichte, vornehme Art, in der sie Geldfragen behandelte. Seinetwegen hatte sie spekulirt, seinetwegen hatte sie ein Wagnis unternommen, dem sie nicht gewachsen war! Seinetwegen würde sie sich jetzt einschränken, würde sie in der Verbannung leben, in einer Schweizer Pension, die ihrer sicher nicht würdig war — und er hatte gedankenlos in den Tag hinein gelebt, hatte sein Geld verzettelt und seine Gefühle. Neben dem Bilde seiner Mutter tauchte das Inas vor ihm auf, und beide klagten sie ihn an. Er sprang auf, er hielt es nicht aus in dem kleinen Hotelzimmer, er mußte klar denken, einen Entschluß fassen, denn, wie seine Mutter, mußte auch er sein Leben ändern. Aber wie? Wußte er denn selbst genau, wie er eigentlich mit seinen Vermögensverhältnissen stand? Er hatte sich so nervös und abgesspannt in der letzten Zeit gefühlt, daß er es vermieden hatte,

klar zu sehen und sich damit getröstet hatte: ich ordne das alles, wenn ich von der Reise zurückkomme und schlimmsten Falles hilft mir Mama aus.

Wie Mühlenräder wälzten sich jetzt Zahlen und Selbstvormwürfe durch seinen Kopf. Er stürmte die Treppe hinab. Im Korridor begegnete er Sna. Der Gedanke, jetzt mit den Seinigen zusammen sein, eine gezwungene Konversation machen, Sna gegenüber sitzen zu müssen, war ihm unerträglich.

„Ich komme heute nicht zu Tisch,“ sagte er, vor Sna stehen bleibend, die zärtlich und ängstlich in sein erregtes blaßes Gesicht blickte, „ich bekam soeben eine Nachricht — von durchreisenden Freunden, die mich einladen!“

Die Entschuldigung war so gut wie eine andere, und da sie ihm gerade durch den Kopf ging, stieß er sie in hastigen Worten hervor und stürmte dann fort.

Sna sah ihm nach und ein tiefer Seufzer hob ihre Brust.

„Der arme, arme Hardy,“ flüsterte sie mit feuchtschimmernden Augen. Sie erklärte sich seine Aufregung durch die Scene in Monaco, und ihr

Herz floß über von Mitleid mit ihm und ein wenig auch mit sich und — Hasso! „Mein lieber, armer Hasso, wenn er es wüßte! Aber es soll gewiß und wahrhaftig nie, nie wieder vorkommen! Hardy muß sich da hinein finden, wenn ich ihn auch sehr, sehr gern habe! Aber ich habe doch Hasso und die Kinder!“

Damit ging sie in ihr Zimmer, um Toilette für das Diner zu machen.

Hardy rannte in den rosenduchdusteten Anlagen umher. Auf einer von Palmen überschatteten Bank, von der aus er auf das Meer hinabsah, ließ er sich endlich niedersinken, und suchte Klarheit und Ordnung in seine erregten Gedanken zu bringen. Aber Klarheit und Ordnung wollten nicht kommen. Er wußte nur, daß er so, wie er bisher gelebt hatte, nicht weiter leben durfte und konnte sich doch keine Vorstellung machen, wie es anders werden sollte, oder wenn eine solche Vorstellung vor ihm auftauchte, fand er sie dermaßen abschreckend, daß das Leben unter solchen Verhältnissen ihm kaum lebenswert erschien. Er hatte sein Kapital wiederholt und nicht unerheblich angegriffen und hatte schon, als es noch intakt war, von den Zinsen nicht

annähernd so leben können, wie es ihm standesgemäß erschien. Was sollte nun werden? Im selben Augenblick fand er seinen bisherigen Leichtsinn unbegreiflich und auch wieder in Anbetracht seiner Umgebung und seiner Gewohnheiten selbstverständlich; zwischen Selbstanklagen und Entschuldigungen hin- und herschwankend, war er unfähig, irgend einen Entschluß zu fassen.

Inzwischen begann der Fahrstuhl vom Bahnhof wieder aufzusteigen und seine Insassen auf der Terrasse abzusetzen. In buntem Zuge kamen sie an Hardy vorüber, die Priester und Priesterinnen der Glücksgöttin, mit ihren nervösen Gesichtern und verlangenden Blicken und strebten dem großen Tempel zu, in dem sie das Heil zu finden hofften. Und als umschwebte sie eine Wolke der Verheißung, die auch die ferner Stehenden mit ihren goldenen Nebeln umhüllte, fühlte Hardy sich mit fortgezogen. Er hatte ja Glück gehabt in diesen letzten Tagen, warum sollte es heute nicht sein. Warum konnte es ihm nicht gelingen, wie Madame Lejeune? Dann war er mit einem Schlage aus den Geldverlegenheiten heraus, und konnte seiner Mutter die Freudebotschaft schicken: alles, was du und ich verloren,

hat das Glück mir wieder in den Schoß geschüttet! Und hatte er kein Glück, so konnte er ja bald wieder aufhören, auf einen kleinen Verlust kam es bei seinem großen Defizit doch nicht mehr an! Zwei junge Damen schritten vor ihm her, die eine in Rot, die andere in leuchtendes Blau gekleidet, weiße Federboas um die Schultern, riesige Hüte mit nickenden Federn auf den hochblonden Köpfen.

„Du bist jetzt in der Glücksserie,“ sagte die blaue zu der roten. „Glücksserie!“ hallte es in Hardy nach, so etwas gab es, so etwas kam vor. Er trat zugleich mit den beiden in die Spielsäle.

Ina hatte inzwischen Hardys Ausbleiben entschuldigt, und da eine bekannte Pariser Schauspielerin heut im Theater auftrat, beschloßen Settlers und Holkwiches dorthin zu gehen. Vor dem Theater stand ein Herr, der Hasso grüßte. Hasso sah sich nach ihm um. Es war Florian Wiezoreck. Er trug ein so elegantes Civil, daß Hasso ihn im ersten Augenblick nicht wiedererkannt hatte. Nun ließ er die anderen vorangehen und trat an Wiezoreck heran.

„Was Teufel, Florian! Na na, Sie sind jetzt so zu sagen ein gemachter Mann, ich gratuliere

Ihnen! Aber Menschenkind, bleiben Sie jetzt nicht hier, sonst sind Sie in drei Wochen wieder so arm wie vorher!"

Ein breites Lächeln zog über Florians Gesicht.

"Ich bleib schon nicht, Herr Graf, ich muß nur warten, bis alles in Ordnung ist, dann fahre ich nach Hause."

"Was? Zu uns? Dazu kann ich Ihnen nicht raten, Florian! Es würde Ihnen in der alten Heimat nicht mehr gefallen, die Leute würden Ihnen Ihr Geld abborgen, und Sie würden in der Kneipe enden. Denken Sie ja nicht, daß Ihre Erbschaft unerschöpflich ist. Ein kleines Vermögen wie das Ihre will erhalten und verwaltet sein."

"Das will ich ja auch, Herr Graf! Ich will mir ein Gasthaus kaufen und noch was dazu verdienen, denn das hat mir die Madame Lejeune immer geraten, wenn wir von dem Gelde sprachen, was sie 'mal gewinnen und von dem sie mir die Hälfte geben würde. Denn das hätte sie getan, auch wenn sie nicht gestorben wäre, sie hatte es mir versprochen, wie sie mir keinen Lohn mehr zahlen konnte. Und das will ich auch gewiß tun,

aber vorher will ich nach Hause und dort alles wiedersehen."

"Und sich den Leuten als reicher Mann zeigen," ergänzte Hasso lächelnd. „Na, das ist eine begreifliche Eitelkeit."

Florian lachte wieder in seiner breiten Weise. „Ja, ein bißchen eitel muß man schon sein, wenn man so einer war, den keiner angesehen hat, will man nachher auch was bedeuten. Heut gehe ich auch in die Spielsäle."

Hasso hob drohend den Finger, aber Florian setzte gleich hinzu: „Doch nicht zum Spielen, Herr Graf! Bloß weil ich bis jetzt nicht herein durfte! Jetzt habe ich meine Karte und einmal will ich da herein!"

"Na, dann behalten Sie nur den Kopf oben und machen Sie keine Dummheiten! Es soll mich freuen, wenn es Ihnen weiter gut geht."

Damit hatte Hasso Florian verabschiedet und war höchlich erstaunt, als er ihm, bei der Ankunft im Hotel nach beendeter Theatervorstellung, schon wieder begegnete.

"Kann ich Herrn Grafen einen Augenblick sprechen?" fragte er und auf Hassos verwundertes:

„Was gibt es denn, Florian?“ fuhr er sichtlich erregt fort:

„Ich komme aus den Spielsälen und ich habe den jungen Herrn Grafen aus Tannwald dort gesehen und wollte es doch gleich melden, damit nicht etwa ein Unglück geschieht!“

„Was wollten Sie melden?“ fuhr Hasso auf.

„Ich war ja dort, und der junge Herr Graf hat gespielt, wie der Teufel hat er gespielt —“

„Was geht Sie das an?“ unterbrach ihn Hasso, aber Florian berichtete weiter:

„Er hat sehr viel gewonnen, einen großen Haufen Geld, und er ist sehr rot im Gesicht gewesen und hat immer um sich gesehen, wie einer, der das Fieber hat. Und da ist einer neben ihn getreten, der hat bloß mit Tausend-Frankbilletts gespielt, und der junge Herr Graf hat auf andere Nummern gesetzt wie der Herr, und da hat er angefangen zu verlieren, bis der ganze Haufen weg war. Da hat ihm der Herr neben ihm ein Päckchen von seinen Banknoten hingeshoben und hat leise zu ihm gesprochen, und der junge Herr Graf hat wieder verloren —“

„Das Geld des Anderen? Das ist nicht möglich, Sie haben sich geirrt!“

„Nein, nein, Herr Graf, ich habe es gut gesehen, denn der junge Herr Graf hat mir so leid getan! Und wie er weggegangen ist — —“

„Wo ist er hingegangen?“ fragte Hasso hastig.

„Sa,“ fuhr der andere fort, „wie er weggegangen ist, da bin ich hinterhergegangen, und da ist er auf dem Wege über dem Bahnhof immer hin und her gelaufen, immer hin und her. Da ist mir Angst geworden, und ich habe gedacht, ich will es Ihnen lieber sagen, was da passiert ist, denn man hört hier so vielerlei.“

„Warten Sie einen Augenblick, dann führen Sie mich dahin, wo Sie ihn verlassen haben,“ sagte Hasso und trat zu den Damen, um ihnen mitzuteilen, daß er noch eine Verabredung draußen habe.

Dann schritt er eilig an Florian Wiezoreck's Seite dem bezeichneten Wege zu. Aber dort war Hardy nicht mehr. Hasso rannte alle Wege der Anlagen ab. Keine Spur von Hardy. Auf's Äußerste beunruhigt kehrte er in das Hotel zurück. Da sagte ihm der Portier, daß der junge Graf

Holkwitz vor etwa 10 Minuten nach Hause gekommen sei und sich in sein Zimmer begeben habe. Hasso flieg die Treppe empor und klopfte an Hardys Tür. Keine Antwort. Hasso öffnete — ein Licht brannte auf dem Tisch, Hardy saß davor, den Kopf auf die Hände gedrückt — Hasso erkannte einen Taschenrevolver neben dem Licht.

„Hardy!“ schrie er entsetzt auf.

Da hob Hardy den Kopf, ein blaßes, entstelltes Gesicht starrte Hasso wie geistesabwesend an.

Hasso atmete erleichtert auf. Im nächsten Augenblick lag seine eine Hand auf dem Revolver, die andere auf Hardys Schulter.

„Hardy, alter Junge, was sind das für Geschichten!“

Erst jetzt schien Hardy ihn zu erkennen. Fliegende Röte huschte über sein noch soeben blaßes Gesicht.

„Du Hasso — gerade du! Was willst du?“

„Zuschauen, daß du nicht noch größere Dummheiten machst, als du dir ohnehin schon geleistet hast“ — er steckte den Revolver in die Tasche und stand breitbeinig vor Hardy.

„Mache mit kurzen Worten reinen Tisch, Hardy, wie viel hast du von des Amerikaners Tausend-Frankbilletts verloren?“

„Du weißt — —“

„Alles, wie du siehst, und die Sache muß natürlich in Ordnung gebracht werden. Die Moral davon kann ich mir schenken, die wirfst du dir selbst sagen. Ich werde mit Hugo sprechen; Menschen wie den Amerikaner verpflichtet man sich nicht, die bezahlt man so schnell wie möglich. Also, wie viel?“

„Hasso du — du willst — nein, das ist unmöglich, du weißt nicht“ — er dachte an Ina und schlug die Hände vor das Gesicht.

„Ich bin ein Elender!“

Wieder lag Hassos Hand fest und schwer auf seiner Schulter.

„Nimm Vernunft an, Hardy, Klarheit ist vor allen Dingen notwendig.“

Hasso zog den Widerstrebenden mit sich auf das kleine Sofa des Gastzimmers und fragte ihm die Beichte ab, die Hardy erst widerwillig und endlich rückhaltlos gab.

„Hm,“ sagte Hasso zuletzt, „das ist freilich schlimmer, als ich dachte, aber du bist jung und

hast, denke ich, den Kopf auf dem rechten Fleck, wenn er dir nicht durch allen möglichen Krimsframs verdreht wird. Ich denke mir die Sache so: Hugo und ich, wir machen dich von deinen Verpflichtungen gegen Tomkins frei, aber wir schenken dir das Geld nicht, wir borgen es dir. In der Karriere, in der du jetzt stehst, kommst du bei dem geringen Vermögensrest, der dir bleibt, aber kaum je in die Lage deine Schulden bezahlen zu können."

"Wie kann ich überhaupt in dieser Karriere bleiben," fuhr Hardy auf. "Die Sache ist ganz aussichtslos, und bei dem jetzigen Stand der Dinge ganz unmöglich für mich — es gibt eben keine Möglichkeit, mich anständiger Weise über Wasser zu halten, ich wünschte, du wärst nicht dazugekommen, besser ein schnelles Ende, als — —"

"Schweig," herrschte Gasso ihn an, "du bist in diesem Augenblick überhaupt nicht zurechnungsfähig. Morgen sprechen wir weiter und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ich dir nicht was Vernünftiges ausfindig machte. Heut versprichst du mir, daß du wie ein ehrlicher Kerl trachten wirst, Hugo und mir deine Schulden zu bezahlen

— da — meine Hand — dein Leben gehört dir gar nicht, du hast damit etwas gut zu machen . . .“

Hardy zögerte.

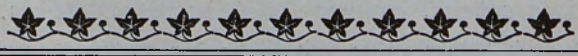
„Wie kann ich,“ murmelte er. — Haffo wurde ungeduldig.

„Ich sage dir, ich mache dir was ausfindig — es ichwebt mir schon allerlei vor — du hast ja ganz gute Fähigkeiten, warum sollst du die nicht praktisch verwenden? Und nun — gibst du mir deinen Handschlag oder bist du zu schwach, um dich zum ehrlichen Willen aufzuraffen, aus der Patsche herauszukommen?“

Hardy biß die Zähne zusammen und reichte ihm die Hand. Es war ihm in diesem Augenblick, als nähme er Abschied von dem Hardy, den er bisher gekannt hatte, und der jetzt aufs tiefste gedemütigt und beschämt am Boden lag, keine andere Rettung vor sich, als die Hand des Mannes, dessen Frau er geküßt hatte. Der Hardy, den er kannte, hätte den Tod einer solchen Demütigung vorgezogen. Aber in dieser inhaltschweren Minute lebten zwei Seelen in seiner Brust, und die andere, die, die er noch nicht kannte, weil sie erst jetzt zum Leben zu erwachen schien, sagte ihm: es gibt noch

einen anderen, ernsteren Inhalt im Leben, als den, den ich bisher suchte und fand; der Knabe Hardy soll tot sein — aber der Mann Hardy will es noch einmal versuchen mit dem Leben.





Dreizehntes Kapitel

Auf der Veranda der Pension Armand saß die Gräfin Holkwoth mit Zutta und Fräulein Armand. Vor ihr auf dem Tisch lagen verschiedene Baupläne und weiße Papierbogen mit Reihen von Zahlen.

„Der Fremdenzuspruch steigert sich von Jahr zu Jahr,“ sagte Fräulein Armand, „und ich muß die Hälfte der Fremden, die bei mir Wohnung suchen, abweisen, aus Mangel an Raum. Ich meine, daß eine hohe Verzinsung des Kapitals, das man in einen Neubau stecken würde, sicher wäre.“

„Das mag alles sein,“ erwiderte die Gräfin, „aber ich sehe doch nicht ein, warum Zutta sich gerade in dieser Weise engagieren will — das erforderliche Kapital ist Ihnen ja schon von anderer

Seite angeboten worden, und wenn Tutta zum Beispiel einmal heiratete . . .“

Tutta schob sich dicht an die Seite ihrer Mutter und schlang den Arm um ihre Schultern.

„Tutta heiratet fürs erste noch nicht, und tut sie es einmal, so wird ihr eine doppelte Zulage gar nicht unangehm sein. Daß die Verzinsung eine bei weitem höhere ist, als bei meinen Staatspapieren, das geht aus Armandchens Rechnungen doch deutlich hervor!“

„Aber Kind! Nach meinen Erfahrungen mit hohen Verzinsungen!“

„Nein, Mama, das ist etwas ganz anderes! Deine Papiere verwaltete ein gewissenloser Mensch, der nur Börsenspekulation damit trieb. Wir aber wollen mit meinem Gelde redlich arbeiten, und was dabei herauskommt, das ist nicht eine Prämie auf eine momentane Schlauheit, wie ein Börsengewinn, sondern das ist durch unsere Arbeit verdient. Siehst du Mama, seit ich angefangen habe, über all diese Dinge ordentlich nachzudenken, seitdem bedrückt es mich förmlich, daß ich mit meinen gesunden Kräften so ein unnützes Dasein führen und vom Tage nichts anderes erwarten soll, als daß er glücklich vorbei geht.“

„Ja, mein armes Kind, in unseren jetzigen Verhältnissen — —“

„Nein, Mama, darüber beklage ich mich nicht — ich habe gar keine Sehnsucht nach dem sogenannten standesgemäßen Leben — ich will etwas zu tun haben. Du weißt es, und Fräulein Armand weiß es auch, daß ich später einmal nichts anderes erwarte und nichts anderes will, als Kurd Stoltzing's Frau zu sein. Aber wir sind beide ehrgeizig, und ehe wir nicht ein Nest haben, über das kein Hohn die Nase rümpfen kann, eher fliegen wir nicht hinein. Soll ich nun aber mit gefalteten Händen zusehen und warten, während Kurd allein Ehre und Geld erwirbt? Hier bietet sich mir eine Gelegenheit, auch für meinen Teil Federn für unser Nest zu sammeln, und Armandchen meint ja, ich wäre, abgesehen von dem Anlagekapital, ein brauchbarer Kompagnon für eine Pension.“

„O, Sie haben so einen guten Blick für alle Dinge und wissen die Menschen so gut zu nehmen, und Ihre Sprachkenntnisse allein schon machen Sie zu einer sehr wertvollen Teilhaberin bei einem Hause wie das hiesige!“ rief Fräulein Armand.

„Siehst du, Mama,“ triumphierte Zutta, „also gib dich nur darein!“

„Aber deine Geschwister, denke doch Zutta, was die dazu sagen würden," seufzte die Gräfin, die sich in den Unternehmungsgeist ihrer Tochter durchaus nicht finden konnte. Zutta versicherte lachend, sie würde nicht darauf bestehen, ihre „Firma" Armand und Holkwiß zu nennen, und das wäre doch das einzige, was die Geschwister stören könnte. Ausgewandert seien sie einmal, und nun wolle sie auch alle Vorteile von ihrer Verpflanzung haben und die Hände regen können, ohne durch die heimischen Glacehandschuhe beengt zu sein. Und dabei streichelte sie die Wangen ihrer Mutter und küßte ihr die Sorgenfalten von der Stirn, bis die Gräfin sagte: „Wenn es dich glücklich macht, Zutta — —"

Zutta war ihre Vertraute und ihre Stütze gewesen in den Tagen des Zusammenbruchs ihres Vermögens, und seitdem hatten Mutter und Tochter ihre Rollen getauscht. Zutta war es, als müsse sie fortan ihre Mutter schützen und vor Unheil bewahren, und dieses Gefühl hatte sie schnell gereift, und ihren Blick für das Leben geschärft und erweitert. Und unmerklich stützte die Gräfin sich mehr und mehr auf die junge Kraft ihrer Tochter und hatte sich, während sie das Vertrauen zu ihrer

eigenen Leistungsfähigkeit verlor, der Leitung Tuttas überlassen.

Kurd Stolding hatte einen kurzen Besuch in der Pension gemacht und Tutta war es unter den jetzigen Verhältnissen leicht geworden, den Widerstand ihrer Mutter zu besiegen, um so mehr als sie und Kurd auf eine öffentliche Verlobung verzichteten und das „Warten“ als etwas ganz Selbstverständliches auf sich nahmen.

„Wir passen beide nicht für einen kleinen Künstlerhaushalt,“ hatte Kurd Stolding gesagt, „aber ich fühle, daß eine Position wie die Gott-hard Bär's mir erreichbar ist, und wenn ich so weit bin, werde ich nicht mehr das Gefühl haben, daß du eine Mesalliance an mir machst.“

Tutta wäre vielleicht auch mit dem „kleinen Künstlerhaushalt“ zufrieden gewesen, aber sie sagte sich, daß ihre Mutter keinem der Geschwister so nahe stand wie ihr, daß sie allein mit ihrem geringen Vermögen nicht leben konnte und ihre Häuslichkeit somit auch einmal die ihrer Mutter sein mußte. So teilte sie Kurd Stolding's Ehrgeiz — ihrer Mutter wegen.

Die Ankunft des Postboten unterbrach die Verhandlung auf der Veranda, und sobald er auf dem

Rieswege des Gartens sichtbar wurde, stand die Gräfin auf und ging ihm nervös entgegen. Sie kannte den Inhalt von Tuttas Brief an Hardy und hatte ihn schweren Herzens gebilligt. Seitdem waren mehr als vierzehn Tagen vergangen, ohne daß eine Antwort von Hardy eingetroffen wäre, und die Gräfin ließ sich kaum noch durch Tuttas Hinweis, daß er ja mit den Geschwistern zusammen und jedenfalls gut aufgehoben sei, beruhigen.

Sobald der Postbote erschien, nahm ihr Gesicht einen Ausdruck schmerzlicher Spannung an, und Tutta wußte, daß nicht weiter mit ihr zu reden sein würde, bis die Postfrage erledigt war.

Sie nickte nur Fräulein Armand zu und sagte: „Ich denke wir sind am Ziel, Mama hat so gut wie eingewilligt!“

Im nächsten Augenblick stand sie an der Seite ihrer Mutter, die ihr mit dem Ruf: „Endlich, da ist er!“ einen Brief von Hardy entgegenhielt.

Fräulein Armand zog sich diskret zurück, und die Gräfin öffnete den Brief, während Tutta, dicht an ihre Seite gedrückt, mit ihr las; aber schon nach den ersten Worten begann die Hand der Gräfin zu

zittern, während eine tiefe Falte sich in Suttas weiße Stirn grub.

„Gespielt“ — murmelte die Gräfin, „gespielt — mein Gott, auch das noch!“ Ihre Augen füllten sich mit Tränen, Sutta nahm ihr den Brief aus der zitternden Hand und las halblaut weiter: „Ich mußte diese Beichte erst ablegen, obgleich ich weiß, welchen Kummer sie dir verursachen wird, aber ich mußte es thun, um dir meinen Entschluß zu erklären. Bei meinen Gewohnheiten und bei meiner Gemüthsart ist es ausgeschlossen für mich, daß ich in der Carriere bleibe. Eher ist es möglich, daß ich mich zurecht finde und daß ich wieder ins Gleichgewicht komme, wenn ich, aus all meinen alten Beziehungen herausgerissen, mich in neues Erdreich verpflanze.“

„Auch er,“ klagte die Gräfin, „auch er in neues Erdreich, entwurzelt aus dem alten Boden, um des unseligen Geldes willen! Aber was will er denn tun? Warum hilft Hugo ihm nicht? Hugo muß ihm doch helfen!“

Sutta, die schnell weiter gelesen hatte, sah ihre Mutter mit einem eigentümlich leuchtenden Blick an.

„Er will versuchen auf eigenen Füßen zu stehen, höre nur, Mama!“ Und sie las:

„Hasso hat sofort von Monte Carlo aus an einen der Männer geschrieben, die in geschäftlicher Verbindung mit ihm stehen. Er ist der Bruder von Hassos Kompagnon bei der Cellulosefabrik — ein Herr Stena, der in Rußland ein großes Hüttenwerk leitet. Es war dort der Posten eines Sekretärs zu vergeben, der in französischer Korrespondenz firm sein muß, da die geschäftlichen Verbindungen des Werkes hauptsächlich nach Belgien und Frankreich gehen. Hasso glaubt, daß ich mich für diese Stellung eignen würde und hält sie für besonders vorteilhaft, weil in den Händen des Chefs alle Fäden zusammenlaufen, und ich, als direkt unter ihm stehend, am besten einen Überblick über das ganze Getriebe bekommen könnte. Ich weiß, liebe Mama, es wird dich sehr fremdartig anmuten, was ich dir da schreibe, und ich kann nicht leugnen, daß dasselbe vorläufig bei mir der Fall ist. Anderseits weiß ich aber genug von dem Wesen unserer modernen Industrie, um mir zu sagen, daß das ein Feld ist, auf dem ein Mann seine Fähigkeiten und Kräfte voll ausnützen, eine Persönlichkeit sich Geltung verschaffen kann.

Ob ich das Zeug habe, eine solche zu werden, ob Fähigkeiten und Kräfte ausreichen — das weiß ich freilich noch nicht. Aber ich will es versuchen, und es bleibt mir auch gar nichts anderes übrig, denn der Gedanke mich an eine billige öftliche Regierung versetzen zu lassen, ein kümmerliches Dasein zu fristen, alle Examennöte durchzumachen mit der Aussicht, im besten Fall in ein paar Jahren ein Staatsgehalt zu beziehen, von dem ich in keiner Weise meinen Gewohnheiten entsprechend leben könnte, das hat nichts Verlockendes für mich. Und als erschwerender Umstand käme noch hinzu, daß ich in dieser Carriere allenthalben mit alten Bekannten zusammentreffen und ihr mitleidiges Achselzucken empfinden würde, wenn sie es noch so weltgewandt versteckten. Erhalte ich also die Stellung bei Herrn Stena, so breche ich die Brücken hinter mir ab. Da das aber vorläufig noch unsicher ist, so spreche ich natürlich nicht davon, habe für alle Fälle nur ein Gesuch um Urlaub, krankheits halber, eingereicht. Nach Rücksprache mit dem Präsidenten, dem ich wohl einen genügend reduzierten Eindruck gemacht habe, ist mir der

Urlaub bewilligt worden, und ich reise heut nach Tannwald ab, wo ich das Übrige abwarten will. Bitte schreibe nicht etwa an Hugo meinetwegen. Er will mich nötigenfalls „über Wasser halten“, ist auf seine Weise ganz brüderlich und auch über Schön-Ellinor kann ich mich nicht beklagen. Aber wenn's irgend möglich ist, stelle ich mich lieber auf eigene Füße! Sobald ich die definitive Entscheidung habe, teile ich sie dir mit. Einstweilen, bitte, Sorge dich nicht um

deinen

Hardy."

"Nun wird Hardy mich verstehen und wird mir die Pension nicht zum Vorwurf machen," rief Titta, „liebes Ma'chen freue dich doch, daß du so vernünftige Kinder hast!"

Aber die Gräfin lehnte ihren Kopf an Tittas Schulter und weinte vor sich hin.

"Ach, Titta, zu wissen, daß ein Kind leidet, und ihm nicht helfen zu können, mit allem was man ist und hat!"

"Aber Ma'chen, Hardy war bis jetzt nie zufrieden — vielleicht ist er nun auf dem Wege es zu werden."

Vor ihnen auf dem Tische lagen noch mehrere Briefe, die sie bisher nicht beachtet hatten. Jetzt griff Titta danach.

Das erste Couvert enthielt nur eine Karte vom elegantesten Papier mit kronengeschmücktem Initialen und war von Ellinor.

Verehrte Mama!

Auf Hugos Wunsch teile ich dir mit, daß Hardy Dummheiten angestellt hat, von uns aber wieder flott gemacht worden ist. Er schreibt wohl selbst darüber. Leider kann ich nun nicht die irischen Wallachen kaufen, die ich für meinen Selbstkutschierer brauche, und die Abreise von der schönen Riviera wird mir nur noch schwerer; denn der Selbstkutschierer hätte mich beinahe mit Tannwald ausgeföhnt.“

Titta warf die Karte ärgerlich auf den Tisch.

Der nächste Brief war von Lena und enthielt die Nachricht, daß ihr Mann als Brigadefeldherr nach dem Elsaß versetzt und ihr Schwager an die Kriegsakademie nach Berlin berufen sei.

Fräulein Armand kam, um mit Titta etwas zu besprechen. Die Gräfin blieb allein zurück mit

den Briefen ihrer Kinder. Und wie eine Vision zog an ihrer Seele das Bild eines fernen Weihnachtsabends vorüber, an dem sie sie alle noch um sich versammelt hatte, und an dem sie noch imstande gewesen war, all ihre kindlichen Wünsche zu erfüllen. Das war eine schöne Zeit gewesen, in der der Friede der Heimat sie alle umhegt hatte. Und nun schoben räumliche Entfernungen und Wünsche und Ziele, die der Gräfin innerstem Wesen fremd waren, sich zwischen sie und ihre Kinder. Das heimische Nest war ihnen zu eng geworden und es war ihr, als sähe sie sie alle auf unruhiger Wanderung begriffen, Hugo dem „standesgemäßen“ Zuge nach dem Vergnügen folgend, die älteren Töchter vom unruhigen Nomadenleben des Militärs fortgerissen, und ihre beiden Jüngsten gar eigene, noch von keinem Holswiß betretene Pfade suchend. Aber wenn ihr Verstandnis auch nicht den auseinander gehenden Wegen ihrer Kinder folgen konnte, ihr Herz folgte jedem von ihnen und sie fühlte, daß in diesem unruhigen, wechselnden Wanderzuge zwei feststehende Punkte blieben: ihre Liebe und die heimische, durch Tradition mit der Familie verknüpfte Scholle. Und wenn die wandermüden

Holkwiße einmal heimkehrten, am Mutterherzen und in Tannwald würden sie einen Platz zum Ausruhen finden.

Der Blick der Gräfin schweifte über den See von Lugano hin, der den Garten begrenzte und der wunderbar schillernd und leuchtend am Fuße der in blaugrünen Duft getauchten Berge lag. Aber sie sah nicht das Farbenspiel, das über die Landschaft ausgebreitet war, vor ihrer Seele stand das Schloß von Tannwald mit seinen uralten Parkbäumen, und ihr war, als umwehe sie der Erdgeruch der heimischen Scholle, die auf die Rückkehr der Holkwige wartete.





Vierzehntes Kapitel

Über Rochitz lag warmer Sommer Sonnenschein. Herr von Doltau beaufsichtigte die Erntearbeiten und war fast den ganzen Tag auf dem Felde, und Lisa waltete in ihrer stillen Weise in Haus und Garten, las Bücher, über die sie mit niemand sprechen konnte, und grübelte auf ihren langen, einsamen Spaziergängen darüber nach. Oft war der alte Birnbaum auf dem Felde ihr Ziel, und während sie von dort der Rauchsäule der Lokomotiven mit den Augen folgte, dachte sie an Jutta, die nun so fern war und die ihr sehr fehlte. Und so fest sie an der Scholle wurzelte, kam es doch auch über sie oft wie Sehnsucht, einmal hinauszufliegen und unterzutauchen in dem Strom von

Bewegung und neuem Leben, von dem sie instinktiv fühlte, daß er die Welt durchrauschte, und der sie anzog und doch zugleich so viel Erschreckendes für sie hatte. „Wunderschöner, nichtsnußiger Schwindel,“ in dieser Sentenz hatte ihr Schwager Haffo seine Reiseeindrücke zusammengefaßt. Im übrigen war er nach wie vor immer verschiedener Ansicht mit seinem Schwiegervater, und zu allen übrigen Punkten über die sie nicht einig werden konnten, kam jetzt noch Lisa hinzu.

„Du darfst das Mädchen hier nicht so vergraben und verbauern lassen,“ hatte er gesagt, als er Lisa nach seiner Reise wieder sah. „Sie fängt an, eigentümlich zu werden und sich schlecht anzuziehen — sie muß einmal heraus!“

Herr von Doltau hatte zunächst, wie immer, seinem Schwiegersohn widersprochen, aber in der Stille beunruhigte ihn Haffos Bemerkung mehr als er zugeben wollte, und wenn Lisa einmal etwas blasser aussah als gewöhnlich, so gab ihm das einen Stich ins Herz.

Eines Abends sagte er ihr, nachdem er seinen Rundgang durch die Ställe gemacht hatte:

„Ich habe es mir überlegt, Lisa, ich schicke dich im Herbst für sechs Wochen zu Titta nach Lugano.“

„Aber Papa, du kannst doch hier nicht ganz allein bleiben!“

„Ja, ich kann schon!“

„Nein, dann mußt du mit!“

„Ich? Kein Gedanke, daß ich sechs Wochen fort könnte! Und dann kostet das zuviel!“

„Wenn es für dich zuviel kostet, ist es auch für mich zu teuer.“

„Nein, ich habe es mir schon überlegt, ich kann es machen.“

Lisa sagte, daß es ihr lieber sei, wenn er sich jetzt vier Wochen los machte und mit ihr in das heimische Gebirge ginge. Aber er wurde ärgerlich.

„Setzt, in der Erntezeit? Was denkst du dir eigentlich!“

Nun, meinte Lisa, Hasso habe gesagt, der Inspektor taugte nichts. Da wollten sie lieber dieses Jahr beide zu Hause bleiben, im Herbst einen ordentlichen Inspektor nehmen und nächstes Jahr einmal ausfliegen. Hasso habe gesagt, ein teurerer tüchtiger Inspektor sei billiger, als ein niedrig bezahlter, der nichts verstände. Da wurde Herr von

Doltau ärgerlich. Sein Großvater habe nur mit Bögten und sein Vater mit einem Beamten, der nicht viel mehr als ein Bogt war, gearbeitet, die großen Inspektoren, das sei auch so eine neumodische Einrichtung. Er wolle aber ein Landwirt nach der guten alten Art bleiben, und je schwieriger die Verhältnisse mit den Leuten würden, um so mehr müßte er sich persönlich um alles kümmern.

„Der Verkehr mit den Leuten, das ist die Hauptsache und kein Inspektor hat das ordentlich weg!“

„Aber unsere Knechte wechseln doch gerade so häufig wie die der anderen, Papa!“

„Ja, um so schwerer ist es, sich immer wieder einzuarbeiten.“

„Die Leute wollen aber das patriarchalische Verhältniß, wie es früher war, gar nicht mehr. Sie wollen nicht mehr, daß der Herr für sie denkt und bestimmt, sagt Haffo!“

„Laß mich doch mit dem, was Haffo sagt und denkt, zufrieden. Haffo schwimmt eben mit dem großen Strom, und wohin der geht, das weiß Gott. Ich will aber in Nochtig meinen Teich für mich haben, ich lasse mich nicht treiben. Was sind denn das alles für Gutsherren hier um uns her? Der

Hugo Holkwiß treibt sich auf allen Vergnügungsplätzen der Welt mit seiner Engländerin herum, der Hasso baut Fabriken, und unser Pferdehändler sagte mir neulich von ihm: der Herr Graf hat ein paar Augen, die wären wert, in einem Judenkopf zu sitzen. Und solche Leute wollen unsere ehrwürdigen Traditionen aufrecht erhalten, wollen Konservative sein? Ich danke schön! Was haben sie aus dem Hardy gemacht, der so ein netter Junge war? Erst haben sie ihn verbummeln lassen und jetzt, es ist eine Schande, daran zu denken! Ein Graf Holkwiß als Schreiber bei Stena & Comp."

"Aber Papa, nachdem er so viel Geld verloren hatte, ist es doch hübsch, daß er nun etwas zu verdienen sucht und den Seinen nicht zur Last fällt!"

"Hübsch nennst du das? Kind, Kind, laß dir doch nicht den Kopf verdrehen. Wo bleibt das Prestige der Aristokratie, wenn sie sich zu solchen Hantierungen herbeiläßt. Unter die Soldaten hätten sie ihn stecken müssen, in ein billiges Regiment mit dreißig Mark Zulage. Da konnte er seinem König mit dem Degen dienen als armer Leutnant, aber als echter Edelmann. Ein Graf Holkwiß, welcher Schreiberdienste tut, das ist nicht Fisch, nicht Vogel."

Liska schwieg. Sie hatte in letzter Zeit so viel an Hardy gedacht, nachdem sie durch ihre Schwester mußte, daß er den Posten bei Herrn Stena angetreten hatte. Ihr gefiel es, daß er sich aufgerafft hatte und nun versuchte, durch eigene Kraft wieder in die Höhe zu kommen. Sie fand darin den Hardy ihres ersten Jugendtraumes wieder, den sie für immer verloren und tot geglaubt hatte. Aber es machte sie traurig, daß ihr Vater so schroff urteilte. Herr von Doltau wurde durch den Diener abgerufen, der einen jungen Arbeiter meldete, welcher den Herrn sprechen wollte. Gleich darauf hörte Liska ihres Vaters Stimme ziemlich erregt von der Haustür her klingen. Als er dann zu ihr zurückkam, war die Ader auf seiner Stirn stark angeschwollen, wie es ihm immer passierte, wenn er sich geärgert hatte. Auf Liskas Frage sagte er dann, der Micho Taschek, der Sohn seines alten Dominial-Stellmachers, sei dagewesen und habe um Urlaub für morgen gebeten, einer Hochzeit wegen, die er mitmachen wollte. Er führte eines der Ackergespanne, und daß er sich gerade für morgen Urlaub ausbat, wo eingefahren und Schober gesetzt werden sollten, brachte Herrn von Doltau auf.

„Ich habe dem Bengel schon in voriger Woche einen Extraurlaub gegeben, er weiß, wie die Arbeit jetzt drängt, da übermorgen wieder Feiertag ist, aber das ist ihm alles egal. Und der ist nun hier im Hofe aufgewachsen, von Kindheit an habe ich ihn unter Augen gehabt und habe ihn und seinen Eltern manches zu Gefallen getan. Natürlich habe ich ihm den Urlaub abgeschlagen, aber weißt du, was der Bengel da sagt, — dann würde er morgen doch fortbleiben! Ich mußte an mich halten, daß ich ihn nicht hinter die Ohren geschlagen habe für die Unverschämtheit. Aber so einen wohlthätigen Jagdhieb zur rechten Zeit darf man sich ja nicht mehr gestatten. Also habe ich den Micho sofort entlassen. Mehr als zwanzig Jahre steht sein Vater in meinem Dienst! So was greift einen!“

Liska wollte ihren Vater nicht noch mehr ärgern indem sie wieder Hassio zitierte. So strich sie nur begütigend über seine Stirn.

„Mein lieber, armer Papa!“

Er seufzte. „Ja, ja, leicht ist's nicht in heutiger Zeit — na, man tut eben, was man kann!“ Dann ging er zur Ruhe. Morgen würde ein

scharfer Arbeitstag werden, sagte er, er habe sich schon um fünf Uhr das Wecken bestellt.

Als Liska am anderen Morgen frühstückte, war ihr Vater schon lange auf dem Felde und zu Mittag fuhr sie heraus, um ihn zu holen. Da stand er mit hochrotem Gesicht oben auf einem halb fertig gesetzten Schober, schrie seine Befehle unter die Leute und griff mit beiden Armen selbst mit zu, daß der Schweiß ihm in hellen Tropfen über die Stirn rann.

„Ich kann jetzt nicht fort,“ rief er Liska zu, „die Leute haben auch draußen Mittag gemacht, schicke mir irgend was heraus.“

Liska wußte, daß nichts zu ändern war, wenn ihr Vater sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte. Seufzend ließ sie den Wagen umkehren, hielt eilig ihre einsame Mahlzeit und fuhr dann mit einer gefüllten Menage und einer Flasche Weißwein wieder heraus. Jetzt kletterte sie selbst auf den Schober hinauf und holte ihren Vater herunter.

„Wie du aussiehst, Papa,“ sagte sie mit sanftem Vorwurf, „du bist doch nicht mehr jung genug, um so mit zu arbeiten, und das ist doch auch nicht nötig!“

„So, meinst du, das muß ich doch besser wissen!“ antwortete er, mit dem Taschentuch immer wieder über seine Stirn fahrend.

„Es ist eine Widerwilligkeit heut unter den Leuten, daß man an ihnen irre werden könnte. Die Hochzeit im Dorf macht sie alle verrückt und die Arbeit kommt nicht vorwärts, wenn man nicht Dampf dahinter macht. Aber ich habe es ihnen gesagt: die Schober müssen fertig werden, und wenn wir bis in die Nacht hinein arbeiten. Ich will ihnen noch 'mal beweisen, daß mein Wille etwas gilt!“

„Aber du hältst das ja nicht aus, du könntest dich doch eine Stunde durch Herrn Arnt vertreten lassen.“

„Der Arnt ist eine Schlafmütze, bei dem steckt es nicht, und ich will doch 'mal sehen, ob mir die Leute weglassen, wenn ich selbst mitten unter ihnen bin.“

Er nahm hastig seine Mahlzeit ein, bestellte sich noch Weißwein und froch wieder auf den Schober hinauf.

Liska fuhr nach Hause und überlegte, ob sie nicht einen Boten an Hasso schicken und ihn zu

Hilfe rufen sollte, denn sie ängstigte sich um ihren Vater, aber die Erwägung, daß Hasso auch keinen Einfluß hatte, und sein Erscheinen Herrn von Doltau vielleicht noch mehr reizen würde, hielt sie zurück. Gegen Abend bestellte sie wieder den Wagen und fuhr hinaus.

Als Herr von Doltau sie von seinem erhöhten Standpunkt aus bemerkte, rief er ihr zu:

„Wir machen heute Überstunden, ich will doch sehen, ob wir es nicht zwingen.“

Liska seufzte. Da war nichts zu machen. Sie sah, wie eine der Arbeiterinnen, die neben ihrem Vater oben stand, diesem einen Trunk reichte. Von den unten haltenden Wagen flogen die Garben hinauf und wurden von den Leuten oben in Empfang genommen und regelmäßig aufgeschichtet, es war wie ein Turmbau von gelbem Korn. Da stockte die Arbeit plötzlich, die Arbeiter drängten nach der Stelle hin, wo Herr von Doltau stand. Liska hatte der Arbeit zugesehen und ihren Vater aus den Augen verloren. Jetzt konnte sie ihn nicht entdecken.

„Der gnädige Herr ist umgefallen,“ sagte der Aufseher sich zu Liska wendend. Im nächsten

Augenblick stand Liska am Fuß des Schobers — wie sie dann hinauf kam — flatternd, emporgehoben von den Leuten — sie wußte es nicht. Über die gelben, raschelnden Garben, in denen ihr Fuß bei jedem Schritt versank, stürzte sie hin, zur Seite ihres Vaters und bettete seinen Kopf auf ihre Knie. Herr von Doltau röchelte schwer und seine starr blickenden Augen waren geöffnet, schienen die Umgebung aber nicht zu erkennen. Der Beamte trat an Liska heran: „Es ist ein Schlaganfall, gnädiges Fräulein, wir müssen nach dem Doktor schicken!“

„Papa, Papa!“

Ein dumpfes Röcheln, eine zuckende Bewegung, antworteten Liskas Angstruf. Die Leute schleppten Wasser herbei, Liska tauchte ihr Taschentuch hinein und drückte es auf ihres Vaters Stirn. Da atmete er tief auf und schloß die Augen. Ein paar Arbeiter hoben ihn empor, um ihn von dem Schober hinunter zum Wagen zu bringen. Er schien bewußtlos. Erst als die Leute mit ihrer schweren Last unten angekommen waren und ihn in den Wagen heben wollten, machte er eine abwehrende Bewegung. Er schlug die Augen auf und sah Liska, die sich über ihn neigte, angstvoll flehend

an. Seine Lippen bewegten sich, er schien nach einem Worte zu ringen, das er nicht finden konnte. Die Arbeiter hatten ihren Herrn auf den Boden neben dem Wagen gelegt und ein Bund Stroh unter seinen Kopf geschoben.

„Lieber, lieber Papa, wir wollen nach Hause,“ sagte Liska, dicht zu ihm herabgebeugt, „du wirst besser liegen auf deinem Bett!“

Er machte eine heftig abwehrende Bewegung.

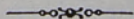
„Wir werden dich behutsam in den Wagen heben, wir wollen es doch wenigstens versuchen,“ bat Liska.

Wieder der angstvolle Blick, wieder das Zittern der Lippen, und: „nein, nein!“ rang es sich endlich hervor, in einem Ton, wie ein Verzweiflungsschrei.

Erschüttert sank Liska auf ihre Knie neben dem Liegenden. Sie kannte ihn zu genau, um ihn jetzt nicht zu verstehen. Er hatte es oft ausgesprochen, daß er einmal so schnell und mitten in der Arbeit zu sterben wünschte. Nun erwartete er die Erfüllung seines Wunsches und wollte nicht ins enge Zimmer. Inmitten seiner Felder und Leute sollte der Tod ihn finden, umgeben von allem, was er

geliebt und wofür er, vielleicht mit falschen Mitteln, aber doch mit bestem Willen gearbeitet hatte. Viska neigte sich über seine Hände und preßte ihre Lippen darauf. Da hob er langsam, zitternd, in sichtlicher Anstrengung die rechte Hand und legte sie auf Viskas Kopf, wie segnend. Und seine Augen sahen mit einem seltsamen, weltfernen Blick über das weite Feld hinauf zum leuchtenden Abendhimmel. Die schmerzliche Spannung verlor sich von seinen Zügen, ruhig lag er da, und rings um ihn her war tiefe Stille, daß man das Zirpen der Grillen hörte und den von fernher tönenden Klang der Abendglocke im Dorfe.

Die Arbeiter hatten den Schober verlassen und umstanden die Gruppe von Vater und Tochter in regungslosem Schweigen. Da nahm der älteste von den Leuten mit einer feierlichen Bewegung seine Mütze ab, als begrüße er in stummer Ehrfurcht einen mächtigen Herrn. Die anderen folgten seinem Beispiel, und der Todesengel berührte mit sanftem Fuß die Stirn des alten Gutsherrn, der die neue Zeit nicht verstanden hatte und der doch ein treuer und ehrlicher Lebenskämpfer gewesen war. *Requiescat in pace!*





Fünfzehntes Kapitel

Herr von Doltau ruhte im Parke von Rodtitz unter den alten Linden, unter denen er einst seine Frau begraben und die Grabstätte für sich selbst bestimmt hatte.

Hasso holte Lisa in sein Haus. Ihrem Gefühl nach wäre sie am liebsten in Rodtitz geblieben, aber Hasso und Ina fanden das unmöglich.

Herr von Doltau hatte bei all seiner Sparsamkeit nach außen hin doch nach und nach alles vorhandene Barvermögen in sein Gut gesteckt und hatte eine Menge von Anlagen damit geschaffen, die er für gut hielt, ohne jemals zu berechnen, ob sie ihm irgend welche Zinsen brachten. Dabei hatte Rodtitz seine landschaftlichen Zinsen aufzubringen, und da die letzten beiden Jahre wirtschaf-

lich ungünstig gewesen waren, fand Hasso keine ganz leichte Aufgabe in Rochtiß vor, das, dem Testamente nach, an Liska fallen sollte.

„Wenn du dich hier hinsetzest, Guts- und Schloß-frau spielst und im alten Gleise fortwirtschaftest, kommt Rochtiß in Jahr und Tag zur Subhastation,“ sagte er in seiner unummundenen Weise zu Liska. „Übergib mir die ganze Geschichte, und ich denke sie in ein paar Jahren herausgerissen und wieder rentabel gemacht zu haben — es ist doch Snas Vermögen wie das deine, was drin steckt, und einsteuilen kommst du zu uns, denn zum Alleinhausen bist du zu jung.“

So kam Liska in das Haus ihrer Geschwister. Sna hatte sich sehr jung verheiratet und war in ihren Hausfrauen- und Mutterpflichten so aufgegangen, daß sie sich der Schwester dadurch ziemlich entfremdet hatte. Liskas Bücher flößten ihr ein leises Grauen ein — „ich denke dabei immer an versäumte Schularbeiten,“ sagte sie. Andererseits nahm sie Liska gegenüber leicht einen überlegenen Ton an, zu dem sie sich in ihrer jungen Frauen- und Mutterwürde berechtigt glaubte, und gegen den Liska sich auflehnte. So kam es, daß die

beiden Schwestern sich nicht nahe standen. In der gemeinschaftlichen Trauer um den Vater schwiegen nun freilich die kleinen Differenzen zwischen ihnen zunächst; aber Liska fühlte sich doch sehr bald recht unnütz im Hause der Schwester. Die Sorge um den Vater, die bisher ihr Leben ausgefüllt hatte, fehlte ihr, und wenn sie sich Inas Kindern zu sehr widmete und diese ihr nachliefen, wurde Ina eifersüchtig. So kehrten Liskas Gedanken immer öfter zu dem Plane ihres Vaters, sie zu Tutta nach Lugano zu schicken, zurück.

Eines Tages kam ein Brief von Hardy, der sich in Rußland zu gefallen schien. Haffo hatte ihn seiner Frau und Schwägerin vorgelesen und war dann in seine Wirtschaft gegangen. Ina, die sich nicht wohl fühlte und auf der Chaiselongue lag, hatte den Brief noch einmal gelesen, und der etwas gelangweilten und sentimentalen Stimmung, in der sie sich gerade befand, nachgebend, erzählte sie Liska die Episode von Monte Carlo.

„Er hat mir so schrecklich leid getan, der arme Hardy, denn ich habe doch Haffo und die Kinder!“ sagte Ina.



Liska spielte nervös mit den Franzen der Tischdecke, die sie durch ihre Finger zog und über die sie sich tief herabgeneigt hatte, dann stand sie auf, ohne etwas auf Inas Bericht zu erwidern und verließ das Zimmer.

„Wie lieblos sie ist, wie teilnahmslos!“ seufzte Ina.

Am selben Abend sprach Liska mit Hasso vom Plane ihres Vaters und sagte, daß sie selbst den dringenden Wunsch hätte, ihre Freundin wiederzusehen.

„Was willst du dort? du gehörst hier ins Haus, das ist doch klar,“ erwiderte er.

Aber dann überlegte er sich die Sache. Eigentlich war es auch für ihn angenehmer, mit seiner kleinen Frau allein zu sein, als diese Schwägerin mit den ernstesten Augen immer zwischen sich und Ina zu finden. Und Ina schien auch nichts gegen eine Entfernung Liskas zu haben. So war von Liskas Reise immer öfter die Rede, und als der Herbstwind die Blätter von den Bäumen riß, da flog auch Liska dem Süden zu, nicht hoffnungs- und erwartungsvoll wie einst Titta, sondern den fallenden Herbstblättern nachblickend und seufzend:

„ich bin losgelöst wie Ihr vom heimischen Stamme, wie Ihr müde — und doch ruhelos!“

Hasso brachte sie bis Berlin, von wo sie in 24 stündiger Fahrt Lugano erreichen sollte. Die Berliner Wagen gingen durch bis Mailand — Rom. Lisa hatte nur in Stuttgart den Schlafwagen, in dem Hasso sie installierte, mit dem Damencoupee, für das er sie an den Schaffner empfahl, zu vertauschen. Aus dem Bahnhofslärm fuhr der Zug hinaus in das Dunkel der Herbstnacht. Lisa hatte den Vorhang des Fensters zurückgeschoben und blickte träumend auf die undeutlichen Umrisse der Felder und Bäume, an denen sie vorüber eilte, bis die ältere Dame, die die zweite Hälfte des Coupées inne hatte, sie mahnte, Nacht zu machen. Da ließ sie den Vorhang herab und lag mit offenen Augen da, und ihr war, als fühle sie körperlich, wie Meile auf Meile sich zwischen sie und die alte Heimat schob.

Die alte Dame, die nach Zürich reiste, blieb auch am Morgen, bei der Übersiedelung in das andere Coupee, ihre Gefährtin.

„In Zürich müssen Sie Mittag machen, Sie haben dort Zeit dazu, und einen Speisewagen

bekommt der Zug erst gegen Abend angehängt, wo Sie ihn nicht mehr brauchen, da sie um acht Uhr in Lugano sind," sagte sie zu Liska, und da sie die Fahrt oft zu machen schien und in allem gut Bescheid wußte, befolgte Liska ihren Rat und suchte in Zürich das Bahnhofsrestaurant auf. Beim Betreten des Speisesaals sah sie zwei Herren vor sich stehen, von denen der eine, der ihr den Rücken wandte, sie durch eine gewisse Ähnlichkeit in Figur und Haltung veranlaßte, sich nach ihm umzudrehen. Mit einem Ruf der Überraschung, den sie nicht imstande gewesen war, zu unterdrücken, blieb sie stehen.

"Liska, Sie hier?" rief Hardy Holkwith, und mit einer kurzen Entschuldigung gegen seinen Begleiter trat er ihr entgegen und ergriff ihre Hand mit lebhaftem Druck.

"Ich sah mich schon nach Ihnen um," sagte er, „denn ich komme mit meinem Chef aus Lugano, wo Herr Stena seine Mutter besuchte, und ich wußte daher von den Meinigen, daß Sie unterwegs sein mußten.“

"Gutta hatte mir nicht von Ihrem Besuch geschrieben," sagte Liska verwirrt, während er lebhaft fortfuhr:

„Wir gehen nach Frankreich in geschäftlichen Angelegenheiten, der Besuch in Lugano wurde erst im letzten Augenblick beschlossen — nun freue ich mich aber so sehr, Sie noch zu sehen — nach Mama und Gutta sind Sie ja der erste Mensch aus meiner alten Welt, der mir begegnet! Und nun sagen Sie mir schnell, wie sieht es in Schlesiens aus?“

Im ersten Augenblick hatte in Lisa keine andere Empfindung Raum gehabt, als die Freude Hardy so unvermutet wiederzusehen. Jetzt, bei seiner Frage durchzuckte sie das wehe Gefühl, daß er an Ina dachte, nach ihr fragen wollte.

„Es geht meinen Geschwistern gut,“ antwortete sie etwas zurückhaltend.

Ein flüchtiges Lächeln huschte über sein Gesicht.

„Ah, mein guter Hasso — ich bin ihm so viel Dank schuldig — und Ihre Schwester — mein Gott, wie das alles weit, weit hinter mir liegt — als hätte ich sie alle zehn Jahre nicht gesehen! Und Sie, Lisa, haben seither so Trauriges erlebt — Ihr Vater steht so lebensvoll in meiner Erinnerung — wissen Sie noch, wie wir ihn damals auf den Waldwiesen aufsuchten? Der Nachmittag ist mir unvergeßlich!“

Liskas Herz war so übertoll, daß sie kein Wort herausbringen konnte, und ihn nur ansah, wie ein Rätsel, zu dem ihr der Schlüssel fehlte. Die Art, wie er von Hasso und Ina sprach, vertrug sich so gar nicht mit dem, was Ina ihr erzählt hatte — und während seine Erinnerungen, wie er sagte, weit hinter ihm lagen, stand der Nachmittag im Walde, der auch Lisa unversehlich war, frisch vor seiner Erinnerung.

„Es hat sich viel verändert, seit wir uns sahen, für Sie sowohl, wie für mich,“ sagte sie endlich.

Er nickte. „Ja Sie haben Recht — man muß eben sehen, was man noch aus seinem Leben machen kann, nachdem man es neu anfangen mußte. — Das ist ja bei Ihnen nicht so kraß zu nehmen —“

„Doch, auch ich muß von neuem anfangen, denn mein geschlossener Pflichtenkreis ist durch Pappas Tod gesprengt — ich komme mir so unnütz vor, wie ein Blatt im Winde, denn ich habe keine bestimmte Arbeit wie Sie.“

„Gutta freut sich so sehr auf Sie — es wird Ihnen gefallen in Lugano —“ sagte er und sein Blick ruhte dabei so verständnisvoll und warm teilnehmend auf ihr, daß ihr Herz schneller schlug,

und Snas Schatten, den sie wie eine Scheidewand zwischen sich und ihm empfand, ins Wesenlose zerflatterte.

„Und Sie — Sie bleiben in Rußland?“ fragte sie.

„Ich denke wohl. Ich hoffe in nicht allzu langer Zeit eine selbständigere Stellung dort übernehmen zu können.“

Er unterbrach sich, indem er auf einen Herrn mit dunklen Augen und graumeliertem Bart wies, der sich näherte.

„Ach, da kommt Herr Stena schon, um zur Abfahrt zu mahnen — wie schade! Sagen Sie mir noch schnell, daß Sie gutes Zutrauen in meine Zukunft haben, Lisa, ich nehme das als gutes Omen!“

Er streckte ihr die Hand entgegen und sie legte die ihre mit festem Druck hinein.

„Ich habe immer Zutrauen zu Ihnen gehabt, Hardy, und werde es behalten!“

„Danke — tausend Grüße nach Lugano — und auf Wiedersehen, wenn auch erst in Jahr und Tag!“

Er eilte Herrn Stena entgegen, beide grüßten noch einmal, und dann nahm die Flut der Ab-

reisenden sie auf, und Hardy verschwand darin wie eine Welle im Strome.

Liska, deren Zug später ging, blieb zurück unter der schwärmenden, drängenden Menge mit Hardys Bild vor Augen und einem wehmütigen Glücksgefühl im Herzen. So wie er ihr heut begegnet war, so liebte sie ihn. Aber was sollte ihr und was sollte ihm ein solches Gefühl? Ihre Wege gingen ja doch auseinander. Und wieder tauchte die Episode von Monaco vor ihr auf und erfüllte sie mit all den Zweifeln, die seine Gegenwart verdrängt hatte. Um sie her klapperte jetzt der Lärm der internationalen Table d'hôte. Hier glaubte ein Engländer beim Geldwechseln vom Kellner betrogen zu sein, dort verlangte ein Russe ein Gericht, dessen Namen der herbeigerufene Wirt nicht verstand; eine deutsche Dame suchte nach einem verlorenen Sonnenschirm; ein paar Französinen feierten ein unerwartetes Wiedersehen; und jetzt wurde in all dieses Sprachengemisch hinein der Zug nach Mailand—Rom abgerufen.

Liska erhob sich, und die neue Flutwelle der Reisenden nahm auch sie mit sich fort, wie die vorangegangene Hardy entführt hatte.

Am Abend kam sie in Lugano an.

Tutta war am Bahnhof und nahm sie in Empfang.

Ein offener Wagen führte beide von dem hochgelegenen Bahnhof hinab zu den Lichtern von Lugano, die durch die Schatten der Nacht herausglänzten, ein zweiter Sternenhimmel, der sich um den See her an die Brust der Berge gelegt hatte.

Wie eine neue, geheimnisvolle Welt grüßte es Lisa in andeutenden Schatten und verschwommenen Konturen rings umher, Rosen, die sie nicht sehen konnte, dufteten ihr entgegen und Tutta hielt ihre Hände umschlossen und sprach ihre Freude, die Freundin wiederzusehen, so warm und herzlich aus, daß es Lisa war, als brächte sie ihr ein Stückchen Heimat in der Fremde entgegen.

„Es ist so schön hier,“ sagte Tutta, „und man lernt spielend so vielerlei im Verkehr mit dem bunten Menschenschwarm, den der Zufall und die billigen Reisebillets hier zusammenbringen. Ich fühle, daß ich nie eine rechte Künstlerfrau geworden wäre, das heißt, ich meine eine mit Verständnis und offenem Blick für Menschen und Welt, wenn ich direkt von Tannwald aus geheiratet hätte.“

Liska war durch Juttas Briefe über deren Liebesangelegenheit unterrichtet.

„Weißt du, Jutta,“ sagte sie jetzt, „ich glaube, von Tannwald aus wäre es überhaupt nicht gegangen — sie wären alle zu sehr dagegen gewesen, daß du einen Mann wie Kurd Stolling heiratest!“

Jutta schnippte mit den Fingern in die Luft.

„Ich frage gerade danach, ob sie dagegen sind, ich brauche sie ja alle nicht. Gott sei Dank! Kurd ist ein großer Künstler, das weiß ich jetzt, und ich habe inzwischen Studien über den Wert des Geldes gemacht und denke meine Mitgift bedeutend zu vergrößern, ehe wir heiraten. Wir sind ja beide jung und haben Zeit uns unser Nest zu bauen, und das Haus Armand geht brillant, sage ich dir!“

„Deine Tannwalder Geschwister sind aber außer sich über deine Idee mit der Pension!“

Jutta lachte.

„Laß sie doch; wozu habe ich mein Sprachtalent und meine gesunden Kräfte? Siehst du, Liska, wenn ich jetzt bloß zu Haus sitzen und die Hände in den Schoß legen wollte — das hielte ich nicht mehr aus. Seit ich in der Pension etwas

mit zu sagen und zu tun habe, gefällt es mir hier noch einmal so gut!"

Der Wagen fuhr am Strande des Sees entlang, vorüber an hellerleuchteten Läden und Hotels, bis er in den Garten der Pension Armand einbog. Das elektrische Licht, das die Veranda erleuchtete, überstrahlte die verschiedenen Gruppen von Damen und Herren, die dort plaudernd saßen. Lisa fühlte all diese fremden Augen auf sich gerichtet, während die Gräfin und Fräulein Armand sie begrüßten, und unwillkürlich flog ihre Erinnerung zurück zu den Zeiten, wo die Gräfin als Schloßfrau von Tannwald sie begrüßt hatte. Dabei empörte sich ihr Gefühl gegen all die fremden Menschen, die ein Recht hatten hier herum zu sitzen und zu stehen, sehr bewegt zog sie die Hand der Gräfin an ihre Lippen und sagte:

„Wie anders ist alles geworden, seit wir uns sahen, für Sie und für mich!"

Die Gräfin umarmte sie, und wie beide sich in die Augen sahen, ging es wie ein stummes Verständnis von einem zum andern.

„Wir Heimatlosen!" sagte die Gräfin leise, damit Jutta es nicht hören sollte.

Am anderen Tage wußte Lisa, daß sie dennoch ein Stückchen Heimat in Lugano gefunden hatte. Das war das Zimmer der Gräfin, das angefüllt war mit Erinnerungen an Tannwald. Nachdem Tutta sich in Lugano festgemacht hatte, hatte die Gräfin sich allerlei Sachen und Bilder dorthin schicken lassen, und all die alten Bekannten aus der Kinderzeit begrüßten hier Lisa und heimgelten sie an.

Und die Gräfin freute es, daß Lisa für alles Interesse hatte und daß sie mit ihr von der Vergangenheit sprechen konnte. Da war eine Hardy-Serie auf dem Schreibtisch.

Hardy als Baby, als Schulbube und so fort.

Lisa erinnerte sich all der verschiedenen Phasen sehr gut. Sie erzählte auch von ihrem kurzen Zusammentreffen mit Hardy in Zürich.

„Mein armer Junge,“ seufzte die Gräfin; und froh, von ihrem Liebling sprechen zu können, holte sie seine Briefe hervor und las hier und dort eine Stelle, während in Lisas Seele der Schatten, der zwischen ihr und Hardy stand, manchmal verblaßte vor der alten Kinderliebe, die in ihrem Herzen nicht sterben wollte, und dann wieder auflebte und

sein Bild verdunkelte. Er schilderte der Mutter seine Eindrücke im fremden Lande und unter dem fremden Menschenkreis in scharf umrissener Weise, stets bestrebt eine heitere, freundliche Seite für seine Darstellungen zu finden, aber „man fühlt doch, daß er die Zähne zusammenbeißt, um nicht zu klagen,“ sagte die Gräfin.

Liska konnte das wie sie empfinden.

Einmal schrieb Hardy:

„Ich bin im allgemeinen recht zufrieden mit der Tätigkeit, die mir hier angewiesen ist, da sie mir eine Menge interessante Einblicke gewährt und mein praktisches Wissen, das doch recht gering ist, in enormer Weise fördert. Eins aber habe ich in diesen Wochen bemerkt, was mich befremdet — der Verkehr mit mir fällt den Leuten von der Industrie schwerer, als es mir wird, mich ihnen anzupassen. Unplahgemäße Höflichkeit, mißverständene Reserve und ein immer wieder durchleuchtendes Mißtrauen treten mir entgegen. Hasso sagte mir früher einmal in betreff einer Korpsaffäre: „Kinder, Ihr faßt das nicht allgemein menschlich auf, Ihr seid nur Spezialisten.“ Daran muß ich jetzt oft bei den

Leuten von der Industrie denken, mit denen ich in Berührung komme. Man sollte meinen, die großen und weitgehenden Interessen, die sie zu vertreten haben, müßten auch ihren Gesichtskreis, vom rein menschlichen Standpunkt genommen, weiten — aber das ist nur bei den wenigsten der Fall, sie sind eben auch „Spezialisten“.

Und dann wieder:

„Heut hat mir einer rund heraus gesagt: für einen Grafen hätte ich eine merkwürdig schnelle und scharfe Auffassung — ich fragte, ob er unsereins von vornherein für idiotisch hielte, da konnte er einen humoristischen Dreh für die Sache nicht finden und wurde verlegen. Nachher hat er wahrscheinlich gesagt: „verstanden hat er mich zwar merkwürdiger Weise — aber ein efliger Kerl ist der Graf doch!“ Ich komme immer mehr dahinter, daß das Vorurteil gegen unsereins bei diesen Leuten größer ist, als bei uns gegen sie. Warum macht man sich nur gegenseitig die Welt so klein, indem man sich überall solche Vorurteils-Barrieren vorzieht? Aber so unbequem dergleichen Hindernisse sind, und so oft ich wahrscheinlich darüber stolpern werde — einen gewissen Reiz

hat es für mich, gerade diese Barrieren zu nehmen! Und höchst interessant ist es, die Welt einmal so von einem ganz anderen Standpunkte aus anzusehen. Ich habe in diesen wenigen Wochen meiner Tätigkeit wahrhaftig mehr gelernt, als in meiner ganzen sogenannten Studienzzeit. Dadurch, daß ich dem Direktor Stena unmittelbar attachiert bin und in seiner Hand doch alle Fäden des großen Betriebes zusammenlaufen, ist mir die Möglichkeit zu Einblicken und Kenntnissnahmen gegeben, die mir in einer anderen Stellung verschlossen sein würden, und Herr Stena gehört glücklicherweise zu den seltenen Ausnahmen im industriellen Lager, er ist nicht nur Spezialist, sondern Vollmensch, und kommt mir in liebenswürdigster Weise entgegen. Seine Mutter lebt übrigens in Lugano, und wenn Ihr Gelegenheit habt, mit ihr bekannt zu werden, so wäre das gewiß nett für euch, denn nach Herrn Stena zu urteilen, muß sie eine besondere Frau sein — Siebzigerin, freilich, aber wie er selbst sagt, noch sehr rüstig —"

Hier unterbrach die Gräfin die Lektüre des Briefes, um von Hardy's kurzem Besuch zu er-

zählen und von ihrer Bekanntschaft mit Madame Stena, deren Besizung nicht allzu entfernt von der Pension lag.

„Die mußt du auch kennen lernen, Liska,“ sagte die Gräfin, „und die Villa Stena, die wird dir gefallen. Morgen sollen wir zum Tee hinüber, da mußt du uns begleiten.“





Sechzehntes Kapitel

Am nächsten Tage schritt Lisa mit der Gräfin und Titta unter dem von Weinreben gebildeten Laubengange hin, der zum Garten der Villa Stena gehörte. In Fülle hingen die rot-blauen und grüngoldigen Trauben noch von der Wölbung des Ganges herab, der mit einem von reichblühenden gelben Rosen überrankten Bogen schloß. Vor ihnen lag die Villa mit grünen Fensterläden und zierlichen Veranden, bis in das obere Stockwerk von blauer Clematis und vielfarbigen Rosen überblüht, während ein Springbrunnen inmitten eines weiten Marmorbassins, zwischen Villa und Laubengang seine graziösen Wasserstrahlen im Sonnenlicht blitzen ließ. Auf

dem Rasen zwischen den Teppichbeeten stand eine schwarzgekleidete Frau mit leuchtend weißem Haupthaar und gab dem Gärtner, der zu ihren Füßen an den Beeten arbeitete, ihre Anweisungen. Da fiel der Schatten der drei Besucherinnen vor ihr auf den Rasen — Madame Stena wandte sich ihnen zu, kam ihnen, schnell schreitend und ihre noch schlanke Figur sehr gerade haltend, entgegen und begrüßte sie in französischer Sprache.

Auf der Veranda war ein Tisch zierlich gedeckt, Obst und Erfrischungen standen bereit, und aus der Thür des Gartensaales blickte eine Schar blonder und brauner Kinderköpfchen mit hellen, neugierigen Augen den Besucherinnen entgegen.

„Es sind die Kinder meiner in Florenz und Straßburg verheirateten Töchter,“ sagte Madame Stena, „und die kleinsten Blondköpfe dort, das sind meine Urenkel. Meine Enkeltöchter machen mit ihren Männern eine Reise durch die Schweiz und haben mir die Kleinen einstweilen in Obhut gegeben. Die anderen sind selbständig mit ihren Lehrern und Erzieherinnen zur Großmama gekommen, die Kinder wissen, daß sie mir eine Freude machen, wenn sie mir die Enkel schicken, und wo

sollten die sich unter einander auch so leicht kennen lernen, wenn nicht bei der Großmama?"

„Aber wie verständigt sich denn die kleine Gesellschaft, da sie wahrscheinlich alle verschiedene Sprachen sprechen?" fragte Titta belustigt.

„O, französisch können sie alle, das habe ich mir von Anfang an zur Bedingung gemacht," erwiderte Madame Stena, „ich will doch meine Enkelchen verstehen können, gleichviel wo sie zufällig geboren sind, und ich kann nur meine Muttersprache, das Französische, und ein bißchen schlechtes Italienisch."

„Ja, so geht es," sagte die Gräfin, „man wird alt und hat seine Kinder über die ganze Welt verstreut — das war früher nicht so, da blieb man sich räumlich näher."

„Es gibt eben heutzutage keine Entfernungen mehr," meinte Madame Stena, „im Hause kann man seine Kinder doch nicht behalten, und muß man ihnen einmal schreiben, so ist es am Ende gleich, ob man den Brief nach Rußland oder Italien adressiert. Die Hauptsache ist nur, daß ein Mittelpunkt für alle existiert!"

Und sie erzählte, wie sie als vierzigjährige Frau die Heimat verlassen habe, in der sie bis dahin gelebt, um ihrem Manne zu folgen, der seine Elsfasser Spinnereien verkauft hatte, aus Furcht, nach dem Kriege von 1870 preussisch werden zu müssen.

„Wir kamen hierher, um in der Nähe unserer Mailänder Spinnereien zu sein,“ sagte Madame Stena, „denn ich wollte nicht in Mailand selbst bleiben, und mein Mann wollte nicht Italiener werden. So ließen wir uns in der Schweiz naturalisieren, und ich schuf uns hier eine neue Heimat, denn das Heimatgefühl zu geben und zu pflegen, das ist Frauensache in unserer wanderlustigen Zeit, in der Erwerb und Beruf sich an keine Grenzen mehr binden.“

„Und wurden Sie wirklich hier heimisch?“ fragte die Gräfin, „mir kommt dieses Lugano manchmal vor wie ein großer Schlammfang, in dem allerlei hängen blieb, was nicht ins klare Wasser gehört!“

Madame Stena lachte.

„Es gibt überall gute Menschen, man muß sie nur zu finden wissen, und was kümmert es mich, wenn mein linker Nachbar als Sklavenjäger reich wurde, und mein rechter, weil er den Vizekönig von

Ägypten betrog? Ich besuche sie nicht — das ist alles! Hier bin ich zu Hause und alle meine Kinder wissen, daß sie eigentlich hierher gehören, aber nachdem wir unser altes Vaterland aufgegeben hatten, mußte es jedem unserer Kinder frei stehen, sich ein neues zu suchen. Mein ältester Sohn übernahm nach dem Tode meines Mannes die Mailänder Fabriken, der zweite ging nach Rußland, der dritte nach Schlessien, meine Töchter verheirateten sich in Frankreich, und der jüngste, mein Nefthäkchen, assoziierte sich dem Mailänder Bruder. Den hoffe ich Ihnen nächstens vorstellen zu können.“

Durch die Thür des Gartenlaales kamen die Urenkelchen und drängten ihre Köpfe an Madame Stena's Knie.

Sie strich über die blonden Scheitel.

„Da sehen Sie nun, diese beiden da sind kleine Deutsche, denn meine beiden Enkelstöchter heirateten deutsche Männer, und die Kleinen haben alle Ursache, mit ihren Vätern zufrieden zu sein. Aber deutsche Urenkel sind ein komisches Resultat für Leute, die das Elsaß verließen, um nicht deutsch werden zu müssen! Dafür habe ich es mir auch längst abgewöhnt, mir die Welt durch verschiedenfarbige

Schlagbäume abzugrenzen, und die Babies da sind gerade so herzig, ob sie nun die Nacht am Rhein oder die Marseillaise zirpen. Sie müssen nur schon in der Kinderstube lernen, daß weder das eine noch das andere Lied etwas Böses bedeutet."

Nun drängte auch die übrige Kinderschar auf die Veranda, und es war ein hübsches Bild die Greisin, von den blond- und braunlockigen Enkeln umringt, unter den rankenden Rosen sitzen zu sehen.

Sutta nahm die beiden Urenkel auf die Kniee und sprach deutsch zu ihnen.

"Wo gefällt es Euch nun am allerbesten?" fragte sie.

Und die beiden Stimmchen antworteten gleichzeitig:

"Bei de frantöjisse Drosßmama!"

Um Madame Stena's Lippen flog ein stolzes Lächeln.

"Sehen Sie, so stirbt der sogenannte ‚Nationalitätenhaß‘ bei uns am Familiensinn," sagte sie.

Liska saß mit verträumten Augen da. Diese ganze internationale Häuslichkeit machte einen besonderen Eindruck auf sie. Immer mußte sie denken, ob das Haus von Hardy's Chef wohl dem der

Mutter glich, und noch eine Frage regte sich in ihr: ob in diesem Hause wohl eine Tochter sei? Diese Vorstellung, die ihr bis dahin nie gekommen war, hatte in Madame Stena's Hause etwas Beruhigendes für sie. Gespannt horchte sie auf, als die alte Dame erzählte, ihr Sohn in Rußland schreibe in so besonders anerkennender Weise über den jungen Grafen Holkwiß, in dem er einen ebenso zuverlässigen als tüchtigen Mitarbeiter gefunden habe, und den er dauernd an seine Unternehmungen zu fesseln hoffe. Aber von einer Enkelin im Hause dieses Sohnes sprach sie nicht!





Siebzehntes Kapitel

Nach Weihnachten führten Geschäftsangelegenheiten den russischen Stena nach Schlesien, und Hardy begleitete ihn. Er bat um einen kurzen Urlaub, um Hugo in Tannwald besuchen zu können.

„Das können Sie bequem von meinem Bruder André aus machen,“ sagte Herr Stena, „aber es wäre mir lieb, wenn Sie sich vorher in Andrés Fabriken umsähen — der Betrieb ist zwar ein anderer als bei uns, aber man soll keine Gelegenheit vorübergehen lassen, bei der es etwas zu lernen gibt.“

„Gewiß, Herr Stena, das ist mein Prinzip auch, wie Sie wissen,“ erklärte Hardy.

Er mußte lächeln, wenn er daran dachte, daß er jetzt als Gast zu André Stena führe und wenn

daneben die Erinnerung in ihm auftauchte, wie er als flotter Primaner, der von künftigen Korpsherrlichkeiten träumte, zuerst hatte von Hassos „Kompagnon“ sprechen hören. Es war bei einem Liebesmahl der Dragoner gewesen, zu dem Hugo ihn mitgenommen hatte, und bei dem „man“ diese Kompanieschaft Hassos absurd und gewagt gefunden hatte. In Hardy's Ohren klang der Ton noch nach, in dem von „einem gewissen Herrn Stena“ gesprochen wurde.

Acht Tage später brachte André Stena's Equipage ihn nach Schloß Tannwald. Als Hardy dort nach zweistündiger Waldfahrt eintraf, während welcher hundert Jugend- und Kindheitserinnerungen in ihm wach geworden waren, standen ein paar leichte Jagdwagen vor dem Schloß, und der Diener, der den Wagenschlag öffnete, meldete: „Die Herrschaften säßen beim Jagdfrühstück, würden in einer halben Stunde wieder aufbrechen, und Hardy möchte sich schnell ankleiden, um sich anzuschließen — so habe der Herr Graf es bestimmt.“

„Die Jagdsachen liegen schon in Herrn Grafens Zimmer bereit,“ setzte der alte Diener mit einem Protektionslächeln hinzu.

Hardy hatte seine Jagdausrüstung in Tannwald gelassen, da er sich sagte, daß er sie in seiner jetzigen Stellung nicht brauchen würde, und es mutete ihn an, als ob er mit dem ersten Schritt in die alte Heimat auch einen anderen Menschen anziehen habe, als der alte Diener, an dem die zwei Jahre seit Hardys letztem Hiersein spurlos vorüber gegangen waren, ihm von den „Jagdsachen“ sprach. Unwillkürlich blickte er um sich, als suche er etwas — aber in der gewölbten Eingangshalle sahen nur die Hirschgeweihe und Eberköpfe als alte Bekannte von den Wänden herab, und hinter der Thür des Gartensaales klang Stimmengewirr und Gläserflirren.

„Er kann ja gar nicht wissen, daß ich gerade jetzt gekommen bin, und — er hat Gäste!“ sagte sich Hardy, während er den wohlbekannten Weg in sein Zimmer einschlug.

Eine Viertelstunde später betrat er in weidgerechter Ausrüstung das Treppenhaus. Da kam Hugo ihm entgegen.

„Ich dachte, es würde zu lange dauern, wenn ich dich gleich bei der Ankunft begrüßte,“ rief er ihm zu, „ich wollte dir Zeit zum Umziehen lassen

— nun komme ich aber dich abzuholen, sei willkommen!"

"Ihr sitzt beim Frühstück?"

"Ja, man vertrödelt sich immer dabei — du hast jetzt gerade noch Zeit mitzutun — übrigens 'n bißchen blaß siehst du aus —."

"Es geht mir aber sehr gut —."

"Hast du denn etwas Übung gehabt im Schießen?"

Hardy lachte.

"Nein, absolut nicht — aber es wird wohl noch gehen — —."

Hugo sah ihn von der Seite etwas mißtrauisch und unsicher an.

"Na, komm, den größten Teil der Gesellschaft kennst du — die Dragoner möglichst vollzählig — Harberg, Ketten —"

"Ist Sasso da?"

"Bis jetzt noch nicht — wahrscheinlich in Familienangelegenheiten festgehalten — Sina erwartet wieder einmal —"

Der Ton sollte scherzhaft klingen, aber ein Schatten flog dabei doch über Hugos Gesicht.

Schön-Elinor war kinderlos geblieben, das Majorat hatte keinen Erben.

Die Brüder traten in das Frühstückszimmer und wurden mit lautem Hallo empfangen. Elinor saß am oberen Ende des Tisches. Sie trug ein kurzes, zobelverbrämtes Jagdkleid unter dem ein paar hohe Stiefel sichtbar waren, und ihr weißes Gesicht hatte einen kräftigeren Farbenton bekommen.

„Willkommen,“ rief sie Hardy entgegen, „mach schnell, wir wollen gleich aufbrechen, nimm Hugos Platz, der ist fertig mit dem Frühstück.“

Sie erschien Hardy eigentümlich verändert. Ihr Deutsch war auch bedeutend besser geworden.

„Mein Schwager Holkwiß,“ fügte sie vorstellend, zu ihrem linken Nachbar gewandt, hinzu, „Rittmeister von Olden kennst du ja noch nicht!“

Der Rittmeister erhob sich halb — ein auffallend hübscher, hochgewachsener Mensch, mit lebhaften dunklen Augen.

Ein paar Leutnants, die Hardy von früher kannte, setzten sich neben diesen und nahmen ihn in Beschlag.

„Nein, sagen Sie, ich habe es gar nicht glauben wollen, das ist ja eine merkwürdige Karriere, die

Sie eingeschlagen haben — gefallen Sie sich denn dabei?"

„Kolossal schneidig, hat mir riesig imponiert — nun sagen Sie mal, worin besteht denn eigentlich Ihre Tätigkeit?"

„Wir kommen wohl später darauf zurück," wehrte Hardy die Frager ab, „meine Schwägerin hat mich gemahnt, möglichst schnell zu frühstücken, und ich habe einen Mordshunger."

„Ja so, natürlich — hier diesen Burgunder Schinken kann ich sehr empfehlen — Ein Glas Rheinwein, ja?"

An der Spitze der Tafel neigte der schöne Rittmeister sich ein wenig vor.

„Kaufmann? Wahrhaftig?" fragte er Ellinor, die ihn soeben über Hardy orientiert hatte. Herr von Olden war erst seit dem Frühjahr in das Regiment versetzt, seitdem häufig Gast in Tannwald, war aber trotzdem nicht orientiert über die Persönlichkeit dieses Schwagers, denn wenn Hugo auch im Prinzip den Weg, den Hardy eingeschlagen hatte, billigte, so machte es ihm doch keine besondere Freude davon zu sprechen, und Ellinor hatte andere Unterhaltungsthemen mit Herrn von Olden als

ihren „verunglückten Schwager“, wie sie Hardy nannte.

Eine fröhliche, lärmende Stimme erklang vom Korridor her.

„Wie langweilig, nun kommt dieser unvermeidliche Hasso auch noch,“ flüsterte Ellinor, einen verständnisvollen Blick mit dem schönen Rittmeister tauschend. Im nächsten Augenblick erschien Hasso Settler in der Thür.

„Melde mich zur Stelle,“ rief er der Gesellschaft entgegen, „bitte zunächst um allgemeinen Glückwunsch — Junge und Mädels — Mutter und Kinder sehr wohl, ich etwas angegriffen — bedarf dringend eines guten Frühstücks.“ Die letzten Worte verflangen in dem allgemeinen Glückwunschgeschrei, das ihn umtobte.

Hardy sah lachend über das Gedränge hin. Ja, das war freilich eine ganz andere Atmosphäre als die, in der er die letzten Jahre gelebt und gearbeitet hatte, und Hardy begriff, daß Leute, die ihr Leben lang im Bannkreis der produktiven Arbeit und des Erwerbes gestanden hatten, sich unter dieser zwanglos leichtlebigen und den Augenblick voll genießenden Gesellschaft unbehaglich und depla-

ziert, fühlen mußten. Ihm selbst lag zu viel im Blute, was ihm das volle Verständniß für diesen Kreis erschloß, er fühlte sich nicht deplaziert, aber ihm war zu Mute wie einem, der eine altvertraute und liebgewonnene Landschaft von einem entfernteren Berge aus wiederseht.

Als der Sturm um Hasso her sich etwas gelegt hatte, brach sich Hardy Bahn zu dem alten Freunde.

Hasso sprang auf und umschloß Hardy mit beiden Armen.

„Kerl, wo kommst du her, ich hatte ja keine Ahnung —“

Hardy erklärte, daß er sich erst gestern telegraphisch angesagt habe, da er sein Kommen nicht früher habe bestimmen können.

„Das ist famos — Kinder, macht 'mal ein bißchen Platz — du, Hugo richte es ein, daß ich mit dem Hardy fahre, du mußt mir viel erzählen. — —“

Endlich waren auch die verspäteten Gäste befriedigt, und der Aufbruch zur Jagd konnte erfolgen.

Hugos Leibjäger reichte Ellinor eine Flinte, die sie über die Schulter warf.

„Du nimmst tätigen Anteil an der Jagd?“ fragte Hardy, der daneben stand, erstaunt.

„Wie du siehst —“

„O, die Gräfin hätte alle Anwartschaft Jagdkönigin zu werden, wenn sie das nicht schon eo ipso wäre,“ rief der Rittmeister von Olden.

Ellinor nickte ihm lächelnd zu.

„Ja, dank meinem Lehrmeister!“

Als Hardy neben Hasso Settler im Wagen saß, sagte letzterer:

„Man sah dir deine Verblüffung an über die Metamorphose, die Schön-Ellinor zur Sportschön machte, wir anderen hier haben uns allmählich daran gewöhnt.“

„Es ist also Ernst mit dem Schießen und so weiter —“

„Ja, besonders mit dem „und so weiter“ — na, du wirst ja sehen —“

„Sprich doch nicht in Rätseln —“

„Lieber Hardy, wir kennen beide Schön-Ellinor. Jrgend einen Flirt muß sie immer haben. Na, der Olden ist durch und durch Kavaller und ist mir immer noch lieber wie Archibald Tomkins, seligen Angedenkens — aber den Tausend-Frank-

Lümmel brauchte man wenigstens nicht ernst zu nehmen, während jetzt — der Hugo ist mir unbegreiflich. Na aber, da sitzen wir hier und fangen an zu klatschen, wie ein paar alte Weiber — während man über das, was man nicht ändern kann, doch am besten nicht erst redet — also, erzähle du mal. —“

„Nein, Hasso, sag mir zuerst, hast du nie mit Hugo gesprochen, wenn dir hier nicht alles in Ordnung scheint?“

„Ja, lieber Junge, das ist eine heikle Sache — und Hugo ist unter Umständen eigensinnig wie ein hartmäuliger Gaul. Vielleicht hat er ja auch recht, und alles ist nichts wie ein echt englischer Flirt.“

„Basta, lassen wir's ruhn,“ sagte nun auch Hardy und begann von seinen eigenen Angelegenheiten zu sprechen, die sich in letzter Zeit besonders günstig gestaltet hatten.

„Ich hatte sichere Aussicht, mich bei einem russischen Unternehmen mit ersten Leuten zu betheiligen,“ sagte er, „aber Herr Stena hat mir Eröffnungen gemacht, nach denen ich es vorziehe, darauf zunächst noch zu verzichten, um meine Kräfte nicht zu zersplittern. Ich soll jetzt in die Direktion

unseres Hauptwerkes eintreten und habe Aussicht, wenn ich Stena's Vertrauen und Erwartungen rechtfertige, was ich hoffe, allmählich Stena's Stelle einzunehmen, denn er ist nervös fertig und will sich zurückziehen, sobald er einen geeigneten Ersatzmann gefunden hat."

"Donnerwetter, Junge, das ist mehr als ich von dir erwartete," rief Hasso, beinahe bewundernd in Hardys junges, energisches Gesicht blickend.

"O, ich habe noch mehr gute Nachrichten, bisher hatte nur niemand hier Zeit, sie anzuhören."

"Na, dann schieß schnell los, wir müssen gleich an Ort und Stelle sein."

"Kurz gesagt, ich bin in der Lage, meine Schulden zu bezahlen!"

"Donnerwetter, wie hast du das angefangen in so kurzer Zeit?"

"Der Einblick in Handel und Wandel gab mir die Möglichkeit, mit dem kleinen Vermögensrest, den Ihr nicht nehmen wolltet, glücklich zu operieren —"

"Was? An der Börse gespielt? Verdammt Leichtsin!"

„Nein, Hasso, der Mut zu meinen Unternehmungen kam mir aus einer sicheren Überzeugungsbasis — und heute kann ich dich und Hugo auszahlen, ohne meinen kleinen Reservonds anzugreifen.“

„Du, hör' mal — —“

Der Wagen hielt. Der „Kessel“ stand schon, die Klappen der Treiber begannen sich hörbar zu machen. Die Schützen begaben sich an die Plätze, die ihnen durch vorher verteilte Nummern zugewiesen waren.

„Na, Weidmanns Heil, du Teufelskerl du, nun zeig auch, was du unter freiem Himmel noch kannst!“ damit trennte sich Hasso von Hardy.

Ja, freilich, das war eine andere Art von Scharfblick und Initiative, die hier und die in Stena's Bureau verlangt wurde. Hardy merkte bald, daß seine Hand unsicher geworden war. Aber in vollen, wohligen Zügen sog er die frische Luft ein, die ihn umwehte, den Erdgeruch der heimischen Scholle, dessen Reiz nur der kennt, der auf solcher Scholle aufwuchs. Von einer nahen Fichtenschonung wehte Harzduft herüber, und zwischen einer Rückerinnerung an den ersten Rehbock, den er dort als Tertianer geschossen, überkam

Hardy eine Art Mitleid mit sich selbst, wenn er an die staubigen, geschlossenen Räume dachte, in denen er nun den größten Teil seines Tages verbrachte. Und doch, es war gut so! Was hatte er nicht alles gelernt, seit er zum letzten Mal hier umherschweifte! Er wurde angerufen, er hatte ein paar Hasen unbeschossen vorüber gehen lassen. Neckereien flogen hin und her. Hardys Stirn rötete sich, er hielt jetzt schärfere Ausschau. Aber kaum war der „Trieb“ beendet, da waren seine Gedanken nicht bei der Strecke, sondern er suchte Hasso, denn es war ihm eingefallen, daß er ihn nicht um absolute Diskretion in betreff seiner Mitteilungen über Stena gebeten hatte, und er holte das jetzt nach.

Hasso lachte.

„Lieber Kerl, ich stehe doch auch mit einem Fuße im kommerziellen Lager und weiß, daß dergleichen sich nicht herumsprechen darf, da kannst du ruhig sein. Aber von deinen sonstigen Erfolgen etwas durchleuchten zu lassen, das kann ich mir nicht verkneifen, damit muß ich die Leute ärgern, die Lust haben, die Nase zu rümpfen.“

Hardy merkte es noch am Abend des Jagdtages, daß Hasso in dieser Beziehung den Mund

voll genommen hatte, denn „vertraulich, ganz vertraulich“ teilten zwei der anwesenden Großgrundbesitzer ihm mit, der eine, daß er einen leichtsinnigen Bruder, der andere daß er einen verfrachteten Neffen habe, und beide wollten wissen, wie man es anzufangen habe, in die kaufmännische Karriere einzuspringen. Als Hardy aber nach den Kenntnissen der jungen Herren fragte, als er wissen wollte, ob sie sich mit fremden Sprachen beschäftigt, im Rechnungswesen irgendwie geübt oder wenigstens tadellose Handschriften hätten, da sah man ihn erstaunt an. Beide hatten das Offizierexamen gemacht, das genügte doch für einen gebildeten Menschen! Die Herren, die Hardy mit gönnerhaften Mienen viel von „veränderten modernen Anschauungen und schwierigen Zeitverhältnissen“ gesprochen hatten, schienen zu glauben, daß die „kaufmännische Karriere“ eine Art Versorgungsanstalt für zu Bruche gegangene Kavaliere werden könnte, und daß die einzige Schwierigkeit, die es dabei zu überwinden gäbe, das eigene Vorurteil sei.

Oberst von Ketten, dessen schlesischem Urlaub zu Ehren die Jagd stattgefunden hatte, vermied jedes nähere Gespräch mit dem jüngsten Bruder seiner Frau.

„Ich fürchte immer bei ihm auf Ansichten zu stoßen, die unsereiner eben nicht tolerieren kann,“ sagte er zu Hugo, und dieser enthielt sich sowohl einer Anerkennung wie eines Tadelns der schwägerlichen Auffassungen. Nach dem Diner nahm Hasso Hardys Arm.

„Wir wollen unsere Cigarren in der Bibliothek rauchen, da sind wir für uns, denn das Lokal ist der Gesellschaft unheimlich,“ sagte Hasso zu Hardy, „und nun sag’ mir ’mal, wie fühlst du dich eigentlich so „unter uns“?“

„Immer noch dazugehörig und blutsverwandt — aber —“ er stockte.

„Aber ein bißchen drüber ’rausgewachsen, gib’s nur ruhig zu,“ ergänzte Hasso. „Ich kenne das! Und ich weiß auch: wenn unser Stand ’mal vor die Hunde geht, so ist es ein Jammer, denn viel Gutes, Edles und Lebensfähiges geht damit für die Allgemeinheit verloren. Aber es gibt nur eine Regeneration für uns, und das ist: stramme Arbeit. So lange wir es für anständiger halten, Geld auszugeben als Geld zu verdienen, so lang haben wir unsere Zeit nicht begriffen, und laufen Gefahr, unter die Räder zu kommen. Daß du deine Kräfte jetzt

dem Erwerbe widmest, wird dir natürlich von einem guten Teil von uns verdacht — und sie werden dich auch das merken lassen, aber, ich denke, du machst dir nichts daraus."

Hardy schüttelte lächelnd den Kopf.

"Nein, Hasso, und ich bleibe auf dem Platze, auf dem ich meine Kräfte fühlen und gebrauchen lernte, aber — wenn du nun einmal mein Beichtvater sein willst — im Grunde meines Herzens lebt eine unausrottbare Vorstellung von Ausruhen im Schatten von Bäumen, die auf meinem eignen Grund und Boden wachsen. Das ist Zukunftsmusik, natürlich, und im Augenblick liegt mir nichts ferner, aber, wenn ich's mal erreiche, denke daran, daß ich es dir gesagt habe."





Achtzehntes Kapitel

Am nächsten Tage hatte Hardy eine Unterredung mit seinem Bruder, die Geldangelegenheit betreffend.

„Sehr erfreulich für dich, daß du in der Lage bist, das geliehene Geld zurückerstatten zu können,“ sagte Hugo, „aber es ist mir peinlich es zu nehmen, Hardy, denn, wenn meine Ehe kinderlos bleibt, bist du der künftige Majoratsherr und — —“

„Das ist ein Fall, den ich weder voraussehe noch wünsche,“ erwiderte Hardy, „außerdem ändert das nichts an unserer Angelegenheit. Du bist in einer Notlage für mich eingesprungen, ich ersetze dir jetzt die damals geliehene Summe, und es ist alles in Ordnung. Hast du keine andere Verwendung für das Geld, kaufe Ellinor einen Schmuck.“

Hugo zog die Stirn in Falten, ein nervöses Zucken vibrierte um seine Nasenflügel. Vor den Fenstern wurde der Hufschlag eines Pferdes hörbar.

„Olden kommt heut zur Nachsuche — wir fahren in den Wald, tust du mit?“ sagte Hugo.

„Danke, ich habe Hasso versprochen heut früh zu ihm zu kommen.“

Hugo nickte. Von dem Gelde war nicht mehr die Rede, und Hardy ging in die Kanzlei, um die Sache mit dem alten Rentmeister abzumachen.

Vor dem Schlosse stand Ellinor im Jagdkleide und fütterte Oldens Pferd mit Zucker. Sie sah so frisch und rosig aus, wie Hardy sie noch nie gesehen hatte.

Er begrüßte sie und den Rittmeister und entschuldigte sein Fernbleiben von der „Nachsuche“. Dabei hatte er das Gefühl, daß er beiden mit dieser Mitteilung eine Freude machte.

Nachdem er die Geschäftsangelegenheit erledigt hatte, fuhr er zu Hasso.

Er fand diesen vor seinem Hause stehend im lebhaften Gespräch mit einem jungen Paare.

„Das sind alte Bekannte,“ sagte Hasso, Hardy begrüßend — „sieh sie dir nur an, wenn du sie in

der feinen, städtischen Kleidung auch nicht erkennen wirst — der Florian Wiezorek und die Hanka Wolzki, die Sachsengängerin aus Rochitz."

"O, ich erkenne schon den jungen Herrn Grafen," sagte Florian, und Hardy erinnerte sich jetzt des ehemaligen Dieners der Madame Lejeune.

"Verzeih, Hardy, ich stehe dir sogleich zur Verfügung," sagte Hasso, "aber ich möchte gern die Angelegenheit mit den beiden da in Ordnung bringen. Ich habe nämlich eine Brauerei mit Gasthaus gebaut, zu Ehren der neuen Bahn, die eine Station hier hat, und der Wiezorek bewirbt sich um die Gasthauspacht. Wie kommen sie darauf?" wandte er sich an Florian Wiezorek, "Sie können doch mit Ihrem Vermögen ganz andere Ansprüche machen."

Florian blickte mit einem verlegenen Lächeln seine Begleiterin an.

"Das habe ich ja auch gesagt, und ich wollte ein Gasthaus in Sachsen kaufen. Aber gerade in dem Gasthause war die Hanka Schleußerin, und weil ich die Hanka heiraten wollte, mußte ich das Gasthaus aufgeben."

"Wieso denn?" fragte Hasso.

! „Ach,“ mischte sich nun die Hanka in hartem, aber geläufigem Deutsch darein, „das Sachsen ist ja ganz gut für ein Mädcl zum arbeiten, aber zum heiraten, da gehöre ich schon nach Oberschlesien, und der Florian auch, und ich hab' gesagt: nach Hause müssen wir und sehen, ob wir dort was finden. Und wenn Herr Graf so gut sein möchten und uns das Gasthaus verpachteten — —“

„Später findet sich vielleicht eine Stelle, die ich dazu kaufen kann,“ meinte Florian, „aber vorläufig, wenn es Herrn Grafen recht wäre, möchten wir es mit dem Gasthaus versuchen, denn heiraten will ich, und die Hanka sagt, ehe nicht etwas Bestimmtes da ist, geht es nicht, und am liebsten ist mir ja auch, wenn's hier sein kann, wo ich zu Hause bin — —“

„Na, mir soll's recht sein,“ rief Haffo, „geht in die Küche und laßt euch ein Frühstück geben, während der Kontrakt aufgesetzt wird.“

„Ich freu' mich ja sehr,“ sagte die Hanka, alter Kindergewohnheit gemäß Haffos Hand küßend.

Haffo sah ihnen lächelnd nach.

„Da kommen sie nun zurück zur selben Scholle, von der sie ihre Wanderung begonnen haben,“

sagte er, „ich habe ein Herz für meine Oberschlesier, für die es nirgends auf der Welt so schön ist, wie zu Hause!“

Dann machte er mit Hardy einen Rundgang durch den Hof. Alles sah gut gehalten und behäbig aus, und über den Park herüber ragte der Schornstein der neuen Brauerei, von der Hasso sich günstige Resultate versprach.

Nachmittag fuhren sie nach Rochitz hinüber, das einen sichtlichen Aufschwung genommen hatte, seit Hasso es bewirtschaftete.

„Liska hat mir einen rührend sehnsüchtigen Brief geschrieben,“ sagte Hasso, „sie scheint Heimweh zu haben. Aber was soll ich hier mit ihr? Mit Ina steht sie sich auch nicht besonders. Hast du etwa in der Familie Stena von ihr sprechen hören?“

Hardy sah erstaunt auf.

„Bei Stenas? Nein! Wie sollte das sein?“

„Ach — deine Mutter hat neulich 'mal an Ina geschrieben — Liska hat einen Bewerber am jüngsten Stena — —“

Hardy antwortete nichts. Hassos Mitteilung hatte ihn wie ein plötzliches, heftiges Erschrecken gepackt. Und im selben Augenblick stand Liskas

Bild fast greifbar vor ihm, auf all den Plätzen, auf denen er sie hier gesehen, und es war, als höre er ihre Stimme zu sich herüberklingen von ferne her und doch so deutlich mit dem alten, lieben Ton.

„Es wäre ja eine gute Partie für Liska,“ sagte Hasso, „aber so, wie ich jetzt die Verhältnisse überschauere, braucht Liska aus Vernunft- und Versorgungsründen nicht zu heiraten. Rechtlich wird ihr eine ganz gesicherte Zukunft bieten — aber vielleicht liebt sie den jungen Stena.“

Vielleicht liebt sie den jungen Stena! Wie ein grelles Licht fielen die Worte in Hardys Seele und ließen ihn klar erkennen, was seit Jahren, verschüttet von Vorurteilen, Rücksichten und zuletzt von strenger Arbeit, auf dem Grunde seines Herzens geruht hatte und nun im Lichte der Liebe eines anderen plötzlich aufflamunte: er selbst liebte Liska. Aber zugleich mit der Erkenntnis seines eigenen Gefühls kam ihm die andere: ich habe kein Recht in Liskas Leben einzugreifen, meine Zukunft ist noch immer unsicher, und was Stena ihr bietet, ist ein schönes, sicheres Heim — wenn ihr Herz sich ihm zuneigt, habe ich kein Recht auch nur den Versuch zu machen, das zu verhindern.

Hardys plötzliches Verstummen fiel Hasso, der noch eine Weile fort geredet hatte, endlich auf.

„Na, die ungewohnte Strapaze hat dich doch wohl müde gemacht?“ sagte er, und Hardy ließ den halben Vorwurf, der in der Bemerkung lag, auf sich sitzen. Was ihn bewegte, damit mußte er allein fertig werden.





Neunzehntes Kapitel

Mit gemischten Gefühlen begrüßte Hardy Herrn Stena's Entschluß, auch in diesem Frühjahr seine Mutter in Lugano zu besuchen. Er hatte in einem Briefe an Tutta des Gerüchtes erwähnt, das Lisa in Zusammenhang mit der Familie Stena brachte — Tutta hatte diese halbe Frage unbeantwortet gelassen. Hardy dachte daran, in Paris, wohin er Herrn Stena zunächst begleitete, Geschäfte vorzuschüben und dort zu bleiben — am Ende flegte doch die Sehnsucht, sich Gewißheit zu verschaffen.

An einem sonnigen Märztag kam er mit Herrn Stena in Lugano an. Er hatte sich bei den Seinigen nicht angesagt und stieg in einem der Strandhotels

ab, während Herr Stena sich direkt zu seiner Mutter begab. Hardy schlug, nachdem er Toilette gemacht hatte, den Strandweg ein, der zur Pension Armand führte, halb zögernd, halb sehnsüchtig der Entscheidung entgegenbangend und sie zugleich herbeiwünschend. Er war so in Gedanken versunken, daß er die Menschen, die ihm begegneten, wenig beachtete. Ein junges Paar kam schnellen Schrittes hinter ihm her, ging an ihm vorüber und:

„Hardy, er ist es wahrhaftig!“ rief Tutta, Kurd Stolding's Arm loslassend und auf Hardy zueilend, „lieber alter Junge, ist das eine Überraschung, wo kommst du her?“

Hardy mußte ihr Rede stehen, daß er kaum Zeit hatte Kurd Stolding, dessen Beziehungen zu seiner Schwester er kannte, mit einem verständnisvollen Lächeln zu begrüßen.

„Ist das reizend, daß du auch gerade mit Kurd zusammentrifftst,“ rief Tutta als Hardy ihre erste Fragen-Sturmflut beantwortet hatte, „und daß du es nur gleich weißt, zum Winter heiraten wir. Kurd hat so viel Bestellungen, daß er auf Jahre zu tun hat, und einstweilen bleiben wir hier, das heißt, Kurd schlägt seine Werkstätte hier in einer

hübschen kleinen Villa auf, nicht wahr Schatz, und ich sehe dann noch ab und an nach der Pension und pflege im übrigen meinen Mann, der gar keiner Pflege bedarf, sie aber doch beanspruchen wird!" Sie lachte glücklich und ein wenig übermütig und hing sich wieder an Kurds Arm, der mit einem stolz strahlenden Blick auf seine Braut, Hardy den Rat gab, es ihm nachzumachen.

"Erst durch Frauenhände kommt die rechte Farbe in unser Leben," sagte er, "ohne sie kann die Zeichnung noch so korrekt sein, aber sie bleibt schwarzweiß."

Hardy ging neben dem jungen Paare hin, und das Herz war ihm beklommen. Die Glücksatmosphäre, die die beiden Liebenden umgab, regte ihn auf und stimmte ihn zugleich trübe, denn es schien ihm etwas wie die Gewißheit, daß auch Lisa in Lugano ihr Herzensglück gefunden hatte, in der Luft zu liegen. Endlich gewann er es über sich, nach ihr zu fragen.

"O, es geht ihr gut, wie allen Menschen in Lugano," sagte Tutta, "nur — ach, das kann sie dir selbst erzählen. —"

„So gibt es etwas zu erzählen?“ fragte er unwillkürlich ein wenig hastig.

Tutta zuckte die Achseln.

„Ich weiß nicht — frag' sie —“ tausend neckische Kobolde blitzten dabei aus ihren Augen.

„Mama trifft du jetzt ohnehin nicht, es ist ihre Badestunde, und wir beide müssen noch einen Besuch machen beim Vater der Stadt, beim Bürgermeister, der auch zu den Glücklichen gehört, die Kurd aushaut.“

Ein Schatten von Ungeduld flog über Hardys Stirn.

„Sei doch vernünftig Tutta, bei uns tauchte das Gerücht auf, Liska würde sich verloben,“ plägte er los.

„Verlobt ist sie nicht,“ sagte sie bestimmt, „im übrigen, da steht der Beppo am Strand, unser spezieller Gondolier, laß dich von ihm zum Felsen hinter der Pension fahren, das ist Liskas Lieblingsplatz, und da kann sie dir all das erzählen, wozu ich jetzt keine Zeit habe.“ Sie sprach italienisch mit dem Gondolier, und dieser rückte an seiner roten Kappe und sah Hardy mit seinen braunen

Schelmenaugen vergnügt und ein wenig verschminkt an.

„Si, si,“ sagte er, voran in das Boot springend.

„Du sehest mich also ins Wasser, da man nicht sagen kann, daß du mich an die Luft sehest,“ sagte Hardy, „aber mit einer Braut soll man nicht rechnen.“

Sie warf ihm lächelnd eine Rußhand zu, und das Boot stieß vom Strande. Über die sonnenglitzernde Flut strebte es einem vorspringenden Felsen des Ufers zu, an dessen Fuß ein anderes Boot schaukelte.

Der See beschrieb hier einen Bogen, die Entfernung war so groß, daß man dieses Boot erst beim Näherkommen von der Felswand unterscheiden konnte.

„Eccola, la signorina!“ sagte Beppo darauf hinweisend.

Hardy unterschied eine helle Gestalt in dem Boot.

Erst jetzt machte Hardy sich klar, wie sonderbar Zuttas Wesen gewesen war, und das Herz klopfte ihm unruhig dabei.

Mit einem plötzlichen Entschluß lohnte er Beppo ab, in dem er ihm sagte, er würde die Signorina in ihrem Boot selbst nach Hause rudern.

Beppo lachte und meinte, die Signorina rudre selbst so gut wie ein Gondoliere, die kenne er schon.

Jetzt waren sie so nahe, daß Hardy Liskas blondes Haar erkannte. Sie hatte den Hut abgenommen, wandte dem Näherkommenden den Rücken zu und saß lesend im Boot, das leise schaukelnd auf dem Wasser lag.

„Liska!“ rief Hardy. Sie wandte den Kopf. Im nächsten Augenblick sprang er in ihr Boot hinüber.

„Hardy!“ Sie sah ihn an, ohne eine Bewegung machen zu können, förmlich erstarrt in der Überraschung des Wiedersehens. Er setzte sich neben sie in das durch sein Hineinspringen bedenklich schaukelnde Boot.

„Habe ich Sie erschreckt, Liska? Sie haben mich nicht erwartet, natürlich —“

Allmählich hatte eine feine Röthe ihr erst erblaßtes Gesicht überzogen. Er faßte ihre Hand, während sie mit einem tiefen Atemzuge nur das eine Wort wiederholte „Hardy!“

„Ich kam unerwartet an,“ sagte er, „Tutta hat mich hierher geschickt,“ er hielt inne, denn Liskas Gesicht glühte jetzt in tiefem Purpur.

„Tutta? Was — hat Ihnen Tutta gesagt?“

Er sah sie entgeistert an. So gab es also doch etwas Besonderes zu sagen!

„Tutta hat mir nichts gesagt, Liska, sie wies mich an Sie!“

Liska wandte das Gesicht dem See zu und schüttelte den Kopf.

„Tutta hatte Ihnen geschrieben?“ fragte sie leise mit stockender Stimme.

„Nein, in letzter Zeit hat Tutta mir nicht geschrieben — aber was ist denn, Liska, was hätte Tutta mir sagen oder schreiben sollen? Weshalb empfangen Sie mich so sonderbar und fragen nur immer nach Tutta? Sie hat mir gesagt, ich würde Sie hier treffen — und da bin ich, das ist alles!“

Sie wandte sich ihm wieder zu, und wie sein Blick jetzt den ihren traf, lag ein Ausdruck so hingebender Zärtlichkeit in ihren Augen, daß ein heißes Gefühl in ihm aufwallte.

„Liska, man hat bei uns gesagt, Sie würden Edmond Stena heiraten — ist das wahr?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Und weshalb nicht?“

„Ich werde niemals heiraten!“

„Niemals? Auch mich nicht Liska?“

„Sie?“ sie blickte ihn mit weit geöffneten Augen an. Und dann flog es wie ein Leuchten über ihr Gesicht.

„Hardy — ist denn das möglich?“

Da umschlang er mit beiden Armen die schlanke Mädchengestalt.

„Liska, willst du? Willst du es wirklich mit mir wagen?“

Sie schmiegte sich an seine Brust ohne zu antworten, aber er fühlte, daß sie sein war, sein für das Leben.

„Liska,“ flüsterte er tief bewegt, „weißt du aber auch, was du tust, weißt du, daß ich mir nur in Rußland einen eigenen Herd gründen kann, daß du? —“

Sie blickte zu ihm auf und unterbrach ihn: „Ich gehe mit dir, wohin du willst!“ —

„Mein, mein!“ jubelte er, sie an sich drückend.

Plötzlich machte sie sich los und sah ihn ängstlich an.

„Und Sna, Hardy, Sna?“

„Was ist mit ihr?“

„Ach, Hardy — ich bin ja nur von ihr fortgegangen, weil sie mir erzählt hat, daß sie — daß du — damals in Monte Carlo — —“

„In Monte Carlo? Nun es ist gut, wenn wir diesen Schatten bannen, noch ehe er auftaucht, und ich danke dir dafür, Lisa! Ich will dir die ungeschminkte Wahrheit sagen, einmal für alle Mal: erstens sieht Sna dir ähnlich, und dann war ich damals noch ein grüner Junge und wußte gar nicht, was es heißt, ernst und wahrhaft zu lieben. Glaubst du mir?“

„Ja, Hardy, und jetzt? Weißt du es jetzt?“

„Jetzt erfahren wir es zusammen, nicht?“

Sie legte ihren Kopf an seine Brust. „Hardy, kann man denn so glücklich sein? —“

Von dem über dem Wasser hängenden Felsen schlang sich allerlei grünes und blühendes Gerank bis hinab zum See, dessen Flut so klar war, daß man die Umrisse des Felsens bis tief unter dem Wasserspiegel erkennen konnte. Und zwischen den moosbewachsenen Felszacken im See und dem grünen Strauchwerk, durch das der blaue Himmel herab-

lugte, schaukelte der Rahn, in dem die beiden saßen, wie in einem weltfernen Märchenwinkel, der nur Raum hat für Glück und Liebe.

Als Hardy zu den Wirklichkeiten des Lebens zurückgekehrt war, erfuhr er von Titta, daß Edmond Stena allerdings um Lisa geworben, sie ihn aber abgewiesen habe. Auf Tittas Frage nach dem Grunde, hatte Lisa geantwortet: sie liebe einen anderen, den sie zwar niemals heiraten würde, den sie aber auch nicht vergessen könne.

„Dich hat sie nicht genannt, aber ich habe dich erraten,“ sagte Titta, „und ich überlegte gerade mit Kurd, ob ich dich nicht unter irgend einem Vorwand herzitieren sollte —, da kamst du von selbst, und nun war ich meiner oder vielmehr eurer Sache sicher.“

Kurd, der dabeistand, lachte.

„Es ist die alte Geschichte,“ sagte er, „wenn zwei sich verloben, sind sie schließlich die einzigen Überraschten — alle andern haben es schon lange vorher gewußt, daß es so kommen würde!“

Hardy lachte mit —, ein Glücklicher lacht ja so gern.





Zwanzigstes Kapitel

Jannwald stand unter dem Zeichen des Rehbocks. Jeden Spätnachmittag fuhren zwei Jagdwagen vor das Schloß, um Hugo und Ellinor in verschiedene Jagdgründe der ausgedehnten Forsten zu entführen, „denn zusammen machen wir uns zu starke Konkurrenz bei den Böcken,“ sagte Hugo.

Ellinor wurde bei diesen Fahrten von einem jungen Jäger begleitet, dem sie die Ausstattung für seine Braut versprochen hatte, und der ihr daher blind ergeben war. In letzter Zeit hatte Ellinors Jagdglück merklich abgenommen und während sie zuerst in der Zahl der erlegten Böcke Kopf an Kopf mit Hugo ging, war er ihr jetzt um sechs Stück voraus; aber ihr Ehrgeiz schien nicht darunter zu leiden, sie war in bester Laune.

An einem jagdfreien Sonntagnachmittag begegneten Hasso Settler und Hugo sich halbwegs. Beide hatten die Idee gehabt, einander zu besuchen.

„Nun, dann fahren wir lieber zu dir,“ entschied Hasso, „unser jüngstes Kind ist krank, da lassen wir Sina ungestört.“

„Um so besser,“ rief Hugo, und lud den Freund ein, in seinen Wagen hinüberzusteigen, „Ellinor wird sich sehr über deinen Besuch und meine Rückkehr freuen. Sina hatte ihr von der Erkrankung eures Kindes geschrieben, deshalb kam sie nicht mit und schickte mich, um nachzufragen. Nun braucht sie nicht allein zu sitzen, arme kleine Frau! es tut mir immer leid, wenn sie einsam ist, obgleich sie sich in das ländliche Stillleben ja jetzt wunderbar gut gefunden hat. —“

„Nun, an Gästen fehlt es doch bei euch nicht,“ meinte Hasso. „Dafür sorgen schon die Dragoner.“

„Ach, das ist doch garnichts im Vergleich zu dem Verkehr, den Ellinor gewöhnt war! Bedenke nur, sie, eine gefeierte Schönheit der Londoner „season“, und nun zwischen unsern Wäldern eingebannt. Du mußt doch zugeben, daß sie sich famos in alles gefunden hat! Sogar den Winter hat sie

ausgehalten und nicht auf der Rivierareise bestanden, weil sie mußte, daß es mir lieber war hier zu bleiben!"

"Gewiß, das ist ja nett, aber still ist der Winter doch auch nicht gewesen! Maskenball bei euch, Quadrillereiten in der Garnison, Jagden, Bälle an allen Ecken und Enden, für Ina wäre es mir viel zu viel geworden!"

"Ja Ina — die ist doch durch eure Kinder sehr in Anspruch genommen — Ellinor sind die kleinen Festlichkeiten vorzüglich bekommen, sie sieht blühender aus denn je!"

Als sie vor dem Schlosse vorfuhren, galt Hugos erste Frage Ellinor.

Sie sei in den Wald gefahren, meldete der Diener.

"Wie denn, heut auch?" fragte Hugo erstaunt.

"Frau Gräfin meinte, sie wolle nur für alle Fälle die Büchse mitnehmen" — sagte der Diener.

"Arme kleine Frau, sie hat sich gelangweilt, aber wir wollen ihr nachfahren, und wollen sie uns zurückholen," erklärte Hugo.

In einer Fichtenschonung im Walde stand eine Schutzhütte, in der im Winter die Fasanen gefüttert

wurden. Ellinor hatte die offenen Seiten der Hütte mit japanischen Matten verhängen und einige Möbel aufstellen lassen.

„Ich will auch bei unsicherem Wetter in den Wald und einen etwaigen Regenguß dort abwarten können,“ hatte sie gesagt.

An diesem Sonntag Abend sah der Himmel nicht aus, als halte er einen Regenguß in Bereitschaft. Dagegen durchduftete den Wald die ganze Werdeluft und Blütenfreudigkeit des Frühlings, und der Jäger, der Ellinor begleitete, hatte gefunden, daß es nicht nur das Vorrecht der Turteltauben und Finken sei, an diesem schönen Abend zärtlich zu girren, und ihre Liebchen zu locken, sondern hatte auch seine Braut in den Wald bestellt. Er und das Mädchen mußten wohl ihre eigenen Ansichten über Ellinors Pirschfahrten haben, denn ihrem Rendezvous im Walde war ein Gespräch vorangegangen das etwa so lautete:

Er: „Nach der Kirche bin ich bei ‚ihm‘ gewesen und habe ihn doch wieder bestellt — der Graf fährt nämlich nachmittags aus.“

Sie: „Nein, das ist wirklich zu viel, nicht einmal den Sonntag hat man mehr für sich!“

Er: Was willst du denn? Du kannst doch ruhig auch in den Wald kommen. Wenn der Graf fort ist, brauche ich nicht Wache zu stehen, da kannst du zu mir kommen."

Sie: „Das ist auch wahr, da haben wir doch unsern Sonntag!"

Und als die Turteltauben gurrten und die Finken lockten, verlor sich der Jäger mit seinem Liebchen im Walde und geriet dabei soweit ab von der Schutzhütte, daß er nicht zur Stelle war, als Hugos Wagen in den Wald einbog.

Hugo, der dem Freunde Ellinors „Pavillon“, wie er die umgestaltete Fasanenbude nannte, zeigen wollte, ließ halten und betrat mit Hasso einen Fußweg. Dieser führte durch eine Wiese und durch ein Stück Hochwald, ehe er in die Fichtenschonung einbog, in der die Hütte stand.

„Diese Wiese ist der beste Platz, um sich anzustellen," sagte Hugo, „hier treten die Rehe regelmäßig heraus; aber Ellinor muß heute nicht hier sein, sonst hätte sie uns schon bemerkt und wäre uns entgegen gekommen."

Nun betraten sie den Hochwald.

„Es geht nichts über die Waldblust,“ sagte Hugo den Hut abnehmend und tief atmend. Schweigend schritten sie weiter durch den duftigen Frühlingswald. Die Schonung war so dicht, daß der Weg wie zwischen zwei grünen Mauern hinführte. Jetzt bogen die beiden Freunde um eine scharfe Wegecke.

„Da ist der Pavillon,“ sagte Hugo.

Sie standen dicht vor dem Eingang. Hasso war es, als bewege sich die japanische Matte, die davor hing. Gleich darauf trat Ellinor aus der Hütte, ihr Gesicht war lebhaft gerötet, ihr Haar in Unordnung.

„Bitte nicht eintreten,“ sagte sie hastig, „ich hatte mir nasse Füße geholt und habe drinnen Toilette gemacht.“

Ein unbehagliches Gefühl kroch Hasso durch die Glieder. Er mußte plötzlich, daß es besser wäre, wenn jener Vorhang ihm gegenüber nicht gehoben würde.

„Laß doch, Hugo, wir wollen die Gräfin nicht genieren,“ sagte er.

Hugo sah von dem betretenen Gesicht des Freundes in das erregte Ellinors.

„Was haben sie denn? sie sind beide verrückt,“ schießt es ihm durch den Kopf, und ihnen und sich selbst zum Trost schlägt er die Matte zurück und — steht dem Rittmeister von Olden gegenüber.

Ein Ruf — ein paar leise, zischende Worte von Hugos Lippen, die dem andern eine tödliche Beleidigung ins Gesicht werfen und die jener stumm, den Blick fest auf Hugo gerichtet, entgegennimmt. Hasso legt die Hand auf Hugos Schulter:

„Bringe die Gräfin fort, überlasse mir das weitere — —“

„Auf Leben und Tod!“ preßt Hugo zu Hasso gewendet zwischen farblosen Lippen hervor.

„Ich bin zu jeder Genugthuung bereit,“ murmelt der Rittmeister.

Ellinor hat die Erstarrung, die sie einen Augenblick lähmte, abgeschüttelt. Sie wirft dem Rittmeister einen flammenden Blick zu.

„Was soll das alles,“ ruft sie, „meine Ausrede war natürlich dumm, ich hätte zugeben sollen, daß ich Herrn von Olden zufällig getroffen und — —“

Hugo faßt ihre Hand und legt sie hart und fest in seinen Arm.

„Ich bitte!“ Sein Ton ist so bestimmt, daß er Ellinor zum ersten Mal imponiert. Ohne weiteren Widerstand läßt sie sich fortführen.

Aber schon nach wenigen Schritten bleibt sie stehen. Sie ist wieder ganz Herrin ihrer selbst und versucht die alte Herrschaft über Hugo noch einmal auszuüben.

„Ich will nicht, daß du dich schießen sollst,“ ruft sie, „in England lacht man über eure deutschen Duelle, die ein Barbarismus sind! Es ist auch kein Grund dazu vorhanden — ein Flirt, weiter nichts — —“

„Mäßige deine Stimme,“ antwortete er, „ich weiß, was ich zu tun habe.“

Sie fühlt, die alte Macht ist verloren, und ein eifiges Erschrecken durchrieselt ihre Glieder.

Da kommt der Jäger Ellinors ihnen mit verstörtem Gesicht entgegen.

„Wartet der Jagdwagen der Frau Gräfin noch im Walde“ fragte ihn Hugo, und als der Jäger bejaht, befiehlt er ihm, die Frau Gräfin nach Hause zu bringen, da er erst mit dem Grafen Settler zurückkehren werde.

Allein schritt er dem Hauptwege zu, wo sein Wagen wartete. Er ging sehr langsam, es war als hätte sich plötzlich eine Zentnerlast auf seine Schultern gewälzt, unter deren Druck er fast zusammenbrach. Unter den Augen Hassos, Oldens, und der schuldigen Frau gegenüber, hatte er seine Haltung bewahrt, sein beleidigter Stolz, seine Empörung hatten ihn aufrecht erhalten. Jetzt kam der Jammer über ihn, der Jammer über sein zerstörtes Glück, seine betrogene Liebe. In Trümmer brach das stolze Bauwerk seines Lebens, in dem er sicher und glücklich zu hausen vermeinte, über ihm zusammen, er verbarg das Gesicht in seinen Händen, und ein schmerzliches Stöhnen entrang sich seiner Brust.

Da hörte er Schritte hinter sich, er fuhr zusammen wie ein Ertappter und strengte sich an, seiner Stimme einen festen Klang zu geben, während er den näher kommenden Hasso fragte: „Nun?“

„Alles geordnet, ich werde noch heute Abend mit Oldens Sekundanten verhandeln.“ — Ein Strahl tödlichen Hasses bligte in Hugos Augen auf.

„Schärfste Bedingungen,“ zischte er, „zehn Schritt Barriere, Kugelwechsel bis zur Kampffähigkeit — —“

Hasso neigte zustimmend den Kopf, dann legte er die Hand auf Hugos Schulter.

„Und nun, ruhig Blut, so weit das möglich ist — wie die ganze Sache mich trifft, weißt du, zähle in allen Stücken auf mich.“

„Ich danke dir, Hasso.“ — Schweigend bestiegen beide Männer den wartenden Wagen, schweigend legten sie die Wegstrecke bis zum Schloß zurück.

Erst dort sagte Hugo: „Und — so bald wie möglich, Hasso!“

„So bald wie möglich,“ erwiderte Hasso Settler.

Hugo zog sich in sein Zimmer zurück, da er Papiere ordnen und an seine Mutter schreiben wollte, wie er sagte.

Der alte Kammerdiener flüsterte Hasso zu:

„Frau Gräfin bitten den Herrn Grafen um eine Unterredung.“

Widerstrebend und mit schwerem Herzen folgte Hasso der Aufforderung.

Ellinor schritt rastlos in ihrem Boudoir auf und ab.

„Endlich!“ rief sie, als Hasso eintrat und kam ihm hastig entgegen.

„Was wird?“ fragte sie. Hasso zuckte die Achseln.

„Das wissen Sie so gut wie ich, Gräfin!“ —

„Ein Duell also, ein solcher barbarischer Wahnsinn — o, wäre ich nie in dieses Land gekommen!“

„Es wäre besser für dieses Haus gewesen,“ dachte Hasso, aber er biß die Lippen zusammen, er wollte kein unnützes Wort reden.

„Haben Sie noch etwas zu befehlen?“ fragte er kühl.

Sie starrte ihn an, wie eine unbegreifliche Erscheinung, dann fragte sie mit mehr Haltung als bisher:

„Gibt es ein Mittel dieses unsinnige Duell zu verhüten?“

Er zuckte verneinend die Achseln.

„Wenn ich erkläre, daß alles falscher Schein, Irrtum ist — um eines harmlosen Flirt willen schießt man doch selbst in Deutschland die Leute nicht tot!“ — Wieder ein stummes Achselzucken.

Ellinors Füßchen schlug in wahnsinniger Ungeduld auf den Boden auf.

„Sind Sie von Stein? Es muß doch einen Ausweg, eine Hilfe geben; ich will dieses Duell nicht, ich will es nicht!“

„Ich bitte Sie, Gräfin, die Situation nicht noch durch irgend einen unüberlegten Schritt zu verschlimmern, zu ändern ist da nichts.“

Ellinor gab die Taktik des Leugnens, deren Erfolglosigkeit sie plötzlich einzusehen schien, auf.

„Und was nützt es denn, was ändert es, wenn Ihr Freund und Herr von Olden auf einander schießen? Glaubt mein Mann, daß er meine Liebe dadurch zurückgewinnt, bessert dieses Duell irgend etwas an der ganzen unglückseligen Sache? Welchen Zweck, welche Berechtigung hat ein solcher barbarischer Brauch?“

„Auf diese Frage könnte ich nur einem deutschen Cavalier antworten, und der würde sie nicht stellen, der würde mich verstehen. Ich glaube, es ist für uns beide besser, wenn wir diese Unterredung beenden, Gräfin.“

„Ach, in der That!“ — Er verbeugte sich und verließ das Zimmer.

Sie brach zusammen. — Die Nacht hindurch durchkreuzten tausend erregte Pläne ihren Kopf, um am Morgen einer dumpfen Resignation zu weichen.

Ein langer, inhaltloser Tag verging, und dem Tage folgte wieder eine lange, schlaflose Nacht. — Im ersten Morgengrauen rollte ein Wagen über die Rampe des Schlosses.

Ellinor fuhr auf. Sie klingelte.

„Wer ist fortgefahren?“ fragte sie die eintretende Jose.

„Der Herr Graf ist auf den Anstand gefahren!“

„Auf den Anstand!“ Ellinor vergrub ihr Gesicht in den Kissen.

Und draußen im Walde gurrten wieder die wilden Tauben und lockten die Finken und Amseln. Durch den morgendämmrigen Wald schritten ein paar Männer der Waldwiese zu, wo andere sie erwarteten.

Plötzlich verstummten die Vögel. Eine scharfe Detonation hatte sie erschreckt — zwei Schüsse waren fast zu gleicher Zeit gefallen. Und dann fuhren zwei Wagen langsam, sehr langsam über den Waldweg hin, der eine, um einen schwer Verwundeten nach Schloß Tannwald, der andere, um einen Toten nach der Garnisonstadt zu bringen.

Ellinor wurde nicht ohnmächtig als sie den Ausfall des Duells erfuhr. Totenblaß stand sie

in ihrem Zimmer, einen Augenblick wie erstarrt. Dann befahl sie dem Diener, einen Wagen für sie zu bestellen und ihrer Jungfer, ihre Koffer zu packen. Mit bebender Hand schrieb sie eine Adresse auf ein Blatt Papier, das sie dem Mädchen eingehändigte und wonach dieses sie treffen sollte. Dann fuhr sie unbehelligt in dem allgemeinen Wirrwarr, den die Verwundung des Grafen veranlaßte, nach der Stadt, um einen letzten Abschied von einem Toten zu nehmen, und von dort zur Bahnstation.

Für Hugo hatte sie keine Frage, keinen Blick mehr. In ihrem Zimmer ließ sie ein geschlossenes, an Hasso Settler adressirtes Briefcouvert zurück. Es enthielt nur einen Zettel mit den Worten: „Ich fliehe ein Land, in dem dergleichen Barbarenismen möglich sind und kehre heim nach England.“

Hasso machte keinen Versuch, sie von diesem Plane abzubringen.

Es galt jetzt die Verwandten zu benachrichtigen, die Leute zu beruhigen, der Sache einen Namen zu geben. „Ein Unglück auf der Jagd“ wurde Hugos Verwundung den Leuten gegenüber genannt.

Inzwischen lag Hugo mit geschlossenen Augen, wie ein Toter, unter den Händen der Ärzte, die

die Kugel suchten. Als sie sie gefunden und den Verband angelegt hatten, lautete ihr Spruch: „Schuß durch die Brust, die Lunge verletzt, Genesung nicht ausgeschlossen, aber —“

„Aber er wird nie wieder ein gesunder Mann werden,“ ergänzte Hasso das Verdikt. „Armer Hugo!“

Auf dem Tisch neben dem Bett lag eine offene Depesche, die am Abend vorher angekommen war.

„Habe mich soeben mit Lisa Doltau verlobt!“ hatte Hardy aus Lugano telegraphiert. Mit einem wehmütigen Lächeln ruhte Hassos Blick darauf. „Der Erbe von Tannwald,“ dachte er.





Einundzwanzigstes Kapitel

Jahre waren vergangen. In Schloß Tannwald schaltete die alte Gräfin Holtwitz wieder als Hausfrau und treue Pflegerin ihres Sohnes, und ihrer Sorgfalt und Pflege hatte Hugo es zu danken, daß er noch unter den Lebenden wandelte. Freilich, er blieb ein kranker Mann, der die Winter in Kairo verbringen mußte, nicht mehr als Vergnügungsreisender, sondern als Patient. Seine weiche, nachgiebige Natur hatte sich in die Krankenrolle ohne allzugroße Überwindung gefunden. Er war fast ausschließlich mit seinem körperlichen Befinden beschäftigt, ließ sich pflegen und verziehen, und der Name Ellinor kam nie über seine Lippen.

In der Villa am See von Lugano hatten Zutta und Kurd Stolling ihren Einzug gehalten, und Lisa war ihrem Hardy nach Rußland gefolgt.

Aber in jedem Sommer erfüllte sich während einiger schöner rosendurchdufteter Wochen der Traum der alten Gräfin: da kehrten die Kinder des Hauses, all die wanderfrohen und wandermüden Holzwirthe zurück nach Tannwald, um auf heimischer Scholle und am liebevollen Mutterherzen auszuruhen und Kraft und Frische zu holen zu neuem Fluge. In so einer Vereinigungszeit war es, daß Hasso eines Tages an Hardy herantrat.

„Ich muß ein entscheidendes Wort mit dir sprechen, ehe du nach Rußland zurückkehrst,“ sagte er. „Du siehst, wie die Sachen hier stehen. Die Hoffnung auf eine völlige Wiederherstellung Hugos ist ausgeschlossen. Er wird kinderlos sterben, und du bist sein Nachfolger im Majorat.“

Hardy machte eine abwehrende Handbewegung.

„Laß doch, Hasso, ich frage nicht nach dem Majorat — ich habe arbeiten gelernt, und das ist der Besitz, den ich 'mal meinen Kindern vererben werde und an dem sie alle gleichmäßig teilnehmen können!“

„Ja, Gott sei Dank,“ rief Hasso, „und solche Leute brauchen wir gerade in unseren Reihen. Oder glaubst du, die Verwaltung eines großen Grund-

besitzes zu übernehmen, das sei keine Arbeit? Dich hat das Leben in eine harte Schule genommen, darum wirst du gerade berufen sein, einmal an führender Stelle unter uns zu stehen. Aber kein Meister fällt vom Himmel — die Spezialkenntnisse eines Ackerbauers und Gutsverwalters fehlen dir, und darum meine ich, es ist gut, wenn du jetzt in Rußland deine Verbindlichkeiten lösest und nach Rochtiß kommst, um einstweilen wieder heimisch unter uns zu werden."

Hardy sträubte sich zuerst. Aber als Liskas Augen aufleuchteten bei der Aussicht einer solchen Neugestaltung ihres Schicksals, als sie mit dem Geständnis herausrückte, daß eine Rückkehr nach Rochtiß die Erfüllung ihres größten geheimsten Wunsches bedeuten würde, da wurde Hardy schwankend. Und am Ende siegten Hassos Gründe im Verein mit der stummen Bitte in Liskas Augen. Was Hardy gelernt hatte in diesen Arbeitsjahren, das blieb sein unverlierbares Eigentum; jetzt zeichneten Herz und Pflicht ihm einen neuen Lebensweg vor. Er war bereit ihn zu gehen, gleichviel ob sein Wirkungsbereich auf Rochtiß beschränkt blieb, oder ob das Majorat ihm ein neues Arbeitsfeld eröffnete. Letzteres

wünschte er so wenig, als er es fürchtete, denn er wußte: große Rechte schließen große Pflichten in sich ein. Seine Schultern aber fühlte er stark genug, auch eine schwerwiegende Pflichtenbürde zu tragen. Aus dem rastlosen Wanderzuge, der die moderne Menschheit erregt, um sie neue Ziele suchen und finden zu lehren, war er nun bereit und reif zurückzukehren zu dem, was die Urväter schon als Glück empfunden und gepriesen hatten, und was für den, der es zu schätzen weiß, seinen Wert behalten wird, so lange Menschen auf Erden wandern: zum Frieden des Familienkreises auf eigener, selbstbehafter Scholle.



Verlag von Eduard Trewendt in Breslau

Die Vagabunden

Roman von Karl von Holtei

Neunte Auflage

Preis geh. 2 Mark, geb. 3 Mark

Ich bitte bei dieser neuen Auflage, welche sich durch guten Druck und schöne Ausstattung auszeichnet, namentlich den außerordentlich billigen Preis zu beachten.



Afraja

Nordischer Roman von Theodor Mügge

Vierte Auflage

Preis geh. 2 Mark, geb. 3 Mark

Dieser klassische, in Norwegen spielende Roman schildert Land und Leute dieses großartigen Stückes Erde gegen Mitte des 18. Jahrhunderts mit plastischer Deutlichkeit.



Aus der Hübeltasche eines alten Kavalleristen

Erzählungen

von

Friedrich Freiherr von Krane

Dritte Auflage

Preis geh. 2 Mark, geb. 3 Mark

Aus der Zeit des großen Königs, der Fremdherrschaft und der Befreiungskriege, dem Stillleben der auf diese folgende Jahrzehnte, vor allem auch aus dem „tollen Jahre“ 1848, plaudert und erzählt der alte Kavallerist, bald ernst, bald heiter. Ohne jemals lehrhaft und dadurch langweilig zu werden, versteht es Krane, Wahrheit und Dichtung zu lebensvollen und lebenswahren Bildern zu vereintigen, vor allem auch den zeit- und kulturgeschichtlichen Hintergrund seiner Erzählungen scharf hervortreten zu lassen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau

Der
Leute des Regiments Gensdarmes

Eine Erzählung aus dem Jahre 1806

von

Gustaf Dickhuth

Zweite Auflage

Preis geh. 2 Mark, geb. 3 Mark

Die Helden dieser Erzählung sind Napoleon I. in Berlin vor Hohenlohe's Kapitulation zu Breslau und der bei Ausbruch des Krieges krank in Berlin zurückgebliebene Rittmeister des preussischen Regiments Gensdarmes, von Wagenfeld. Des letzteren Flucht zum Fürsten Hohenlohe nach Breslau, seine Gefangennahme auf derselben während eines Vorpostengefechts, die Schilderung der Situation und Stimmung im preussischen Hauptquartier, die Stellung des Rittmeisters vor ein französisches Kriegsgericht, seine Verurteilung zum Tode und Rettung durch seine heldenmüthige Frau, die ein mündliches Bittgesuch an den forsischen Herrscher richtet, bilden den fesselnden Inhalt der gut erfundenen und geschickt geschürzten Fabel.



Die
Schulmeister in Berlin

Ein Roman in drei Büchern

von

hermann Weger

Zweite Auflage

Preis geh. 2 Mark, geb. 3 Mark

Diese Selbstbekenntnisse eines jungen Pädagogen zeigen einen so hohen psychologischen Reiz, daß man ihnen mit innigster Theilnahme folgt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bz 25555

Biblioteka Śląska w Katowicach

ID: 0030001062617



I 779907

SL

A. Faborke

vorm. Eduard Crehwendt's Buchdruckerei

Breslau